

BARR|EREFREIES BAUEN

Neues aus der Stiftung

- Das Ambulant Betreute Wohnen feiert 25-jähriges Bestehen S. 3
- Blickwechsel – ein Blick zurück S. 6
- Berlin durch die Hintertür S. 9
- Eine gute Mischung aus Theorie und Praxis S. 12
- Wie gut kenne ich meinen E-Rolli? S. 13
- „Gemeinsam Ferien am See“ S. 14

Das Thema

- Barrierefrei Planen, barrierefrei Bauen S. 16
- Auf den Zugang kommt es an S. 17
- Nicht die Zukunft verbauen S. 19
- Zentimeterarbeit S. 20
- Arbeitsgruppe Barrierefrei S. 23
- Mit der Zielgruppe am Planungstisch S. 24
- Kleine Hürden stören nicht S. 26
- Freie Sicht im Stadion S. 28
- Mit dem Rollstuhl unter dem Alex S. 29
- Ausgezeichnet S. 31
- Auf zu neuen Ufern S. 32
- Linktipps zum Thema S. 33

Im Brennpunkt

- Krankenfahrten mit der EranuS-Mobilitätszentrale S. 34
- Persönliches Budget S. 35
- Telebus – Abgesang oder neue Chancen? S. 38

Reisen

- Hilfe bei der schönsten Zeit des Jahres S. 40
- Unterwegs S. 41

Forum

- Jahreshauptversammlung von LIS e.V. S. 43
- Elektro-Rollstuhl statt Pferd S. 45
- Paula Busch – Die vergessene Prinzipalin S. 46
- Ein Tag der geistigen Fitness für Jung und Alt S. 50
- Nichts für schwache Nerven S. 52
- „Um kurz nach Drei fuhr sie vorbei“ S. 53
- Herbstkultur S. 55

Sport

- Olympia einmal anders S. 56

Leben & Lesen

- Behindert und hochbegabt? S. 57
- Sehnsucht S. 58

Tipps und Termine

S. 58

Um klar zu sehen, genügt oft ein Wechsel der Blickrichtung, schrieb Antoine de Saint-Exupéry, Autor des Kleinen Prinzen in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts. 1954 nahm die Fürst Donnersmarck-Stiftung ihr praktisches Engagement mit und für Menschen mit Behinderung auf. „Heute, 50 Jahre danach, bleibt es unsere Aufgabe, Bilder zu prüfen, den Fokus scharf zu stellen, Vorurteile zu dekonstruieren und den gesellschaftlichen Raum für umfassende Rehabilitation zu bearbeiten“, schrieb Wolfgang Schrödter, Geschäftsführer der Stiftung zu den Aktivitäten seiner Organisation im Jahre 2004.

Das Jahr über wechselten wir Blicke mit Menschen mit Behinderung, nahmen auch mal andere Positionen ein und entdeckten Neues. Darüber finden Sie in dieser Ausgabe einiges. Viele Bilder aus dem Fotowettbewerb „Berlin durch die Hintertür“ begleiten Sie durch das Heft. Vielleicht lassen Sie sich zu einem erneuten Blickwechsel anregen.

Das wünscht sich jedenfalls

Ihr Thomas Golka

Impressum

WIR

Magazin der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Herausgeber:

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Redaktionsleitung:

Thomas Golka/Sean Bussenius/Thomas Schneider

Fürst Donnersmarck-Stiftung

Dalandweg 19, 12167 Berlin

Fon: 0 30-76 97 00-27; Fax: -30

email: golka.fdst@fdst.de; Internet: www.fdst.de

Gestaltung/Titel/Illustrationen:

bleifrei Medien + Kommunikation

Druck: Nordbahn gGmbH, Werkstatt für Behinderte

Erscheinungsweise: 3 Mal im Jahr

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 10. Dezember 04

Fotos: Archiv FDS, Archiv HausRheinsberg, bleifrei, Boldin, Bussenius, Donath, Golka, Hurlin, Rebenstorf, Schiering, Schneider, privat sowie Einsender d. Fotowettbewerbs „Berlin durch die Hintertür“

Das Ambulant Betreute Wohnen feiert 25-jähriges Bestehen

Die Vergangenheit hat uns geformt und unsere Identität geschaffen, nur in der Gegenwart ist Leben möglich, die Zukunft nährt sich aus beidem.

Für das Ambulant Betreute Wohnen der Fürst Donnersmarck-Stiftung ist das Jahr 2004 ein ganz besonderes – 25 Jahre sind vergangen, seit die erste Wohngemeinschaft eröffnet wurde. Ein Anlass noch einmal genau hinzuschauen, wie die Entwicklung gewesen ist, was erreicht wurde, wo wir heute stehen, welche Visionen wir für die Zukunft haben. Zwei Veranstaltungen würdigten das Jubiläum in besonderer Weise:

Das Sommerfest

Zum Sommerfest kamen Wohngemeinschaftsmitglieder, Klienten aus dem Betreuten Einzelwohnen, Assistenznehmer des Ambulanten Dienstes, Mieter der Wohnanlage Zeltinger Straße, Mitarbeiter und geladene Gäste zahlreich in die Villa. Neben Kaffee und Kuchen und einem Grill-Büfett gab es reichlich Abwechslung: Clown Kalle sorgte durch seine individuelle Ansprache der Gäste für eine lebendige Teilnahme am Geschehen. Die Malaktion lockte mit dem Angebot, das selbst erschaffene Bild zu laminieren – so entstand als bleibende Erinnerung ein Tischset. Eine Fotoausstellung „Die Gesichter des Ambulant Betreuten Wohnens“ ergänzte das gesprochene Wort. Ein Kräuter-Quiz und Düfte-Raten unterstrichen die sommerliche Atmosphäre. In einer Interviewrunde gaben Klienten Auskunft über ihre Erfahrungen mit den Angeboten des Ambulant Betreuten Wohnens, Mitarbeiter berichteten über ihre langjährige berufliche Aufgabe. Ein Wolkenbruch mit Donner und Hagel bescherte dem Fest eine Zwischeneinlage – die gute Stimmung blieb, schien doch die Sonne wenig später



wieder. Dr. Aust und Partner begleiteten den heiteren Nachmittag mit Jazz und Swing.

Grußworte und Redebeiträge beschäftigten sich mit der bisher geleisteten Arbeit und deren gesellschaftspolitischer Bedeutung. Wolfgang Schrödter, Geschäftsführer der Fürst Donnersmarck-Stiftung, brachte u. a. folgende Gedanken zum Ausdruck:

„Es ist eines der Ziele der Fürst Donnersmarck-Stiftung und es entspricht auch dem Selbstverständnis der Stiftung über Jahrzehnte hinweg, beispielhaft durch innovatives Handeln neue Wege der Betreuung und der Rehabilitation von Menschen mit Behinderung aufzuzeigen und zu erproben. Und eben diese Innovationskraft war auch Grundlage für das Entstehen des Ambulant Betreuten Wohnens mit der umfangreichen Angebotspalette, die wir heute dort vorfinden. (...) Sie werden mir sicher zustimmen, dass das ernsthafte Buchstabieren dieses ‚ambulant vor stationär‘ nicht weniger bedeutet als

eine grundsätzliche Abkehr von den gewohnten Strukturen, fast bin ich versucht zu sagen, dahinter steht auch heute noch eine Revolution für alle Beteiligten. Die Infragestellung der stationären Angebote von heute steht auf dem Programm. Die Grundlage dazu wurde unter anderem von der Ausgestaltung der Idee des betreuten, selbständigen Wohnens geschaffen. In diesem Sinne sind wir noch lange nicht am Ziel, aber auf dem Weg.“

Martina Menzel, Vertreterin des Bundesverbandes evangelischer Behindertenhilfe blickte in ihrem Grußwort auf die Zeit Ende 1970 zurück: „Dieser innovative Ansatz im gesellschaftspolitischen Denken als auch in der konkreten Umsetzung ambulanter Assistenzleistungen bildete in der bisherigen einrichtungsdominierten Struktur eher die Ausnahme, gleichzeitig war damit eine entsprechende, nicht mehr aufzuhaltende Signalwirkung verknüpft. Für Menschen mit körperlichen Behinderungen bestanden nunmehr Alternativen beziehungsweise Wahlmöglichkeiten zwischen stationären und ambulanten Wohn – und Begleitangeboten mit dem Ziel, die individuelle persönliche Lebensgestaltung und Planung in den eigenen vier Wänden zu verwirklichen.“

Den Grundstein des Ambulant Betreuten Wohnens legte 1978 Herr Richter, ehemals Leiter des Fürst Donnersmarck-Hauses, mit der Schaffung der ersten Wohngemeinschaft. Ein bewegender Augenblick war die Übergabe einer Sammlung von Auszügen aus Jahresberichten von 1977 bis 1986 an Frau Moltrecht, die in den letzten 16 Jahren den Bereich geleitet und geformt hat. Schon in der Phase der Entstehung zeigte sich der innovative Charakter der Einrichtung: „Wir wünschen uns, dass wir Behinderten zur Entfaltung ihrer individuellen Persönlichkeit verhelfen und ihnen die Fähigkeit vermitteln können, sich in unserer Gesellschaft zurecht zu finden und einzuordnen.“ „Betreutes Wohnen – Auflockerung der Heimstrukturen als Ansatz zur Normalisierung“

(Auszug aus einem Bericht der frühen Planungsjahre, ca. 1977).

In den letzten 25 Jahren hat sich der Bereich nicht nur enorm vergrößert, er hat sich auch strukturell immer wieder erneuert, er ist „jung geblieben“. Motor dieser Anstrengungen war, die Herausforderungen anzunehmen, mit und für Menschen mit Behinderungen Möglichkeiten für ein selbstbestimmtes Leben zu schaffen. Frau Helena Scherer, Regionalleiterin Tiele-Winckler-Haus, schrieb in ihren Grußworten: „Sie, die Fürst Donnersmarck-Stiftung, haben wesentlich mit daran gearbeitet, dass Ihre gute Arbeit Standard in Berlin geworden ist: Menschen können in Berlin unabhängig von dem Schweregrad ihrer Behinderung ein möglichst selbständiges Leben führen.“

Einige der Menschen, die an diesem Fest teilnahmen, haben schon ihre Kindheit und Jugend im Fürst Donnersmarck-Haus verbracht. Sie haben in Wohngemeinschaften oder im Betreuten Einzelwohnen ihren Lebenszusammenhang gefunden. Dieser ist eingebunden in eine Gemeinschaft, die durch jahrelange Kontakte untereinander gewachsen ist und durch gemeinsame Erinnerungen eine Zugehörigkeit geschaffen hat. Im Laufe der Jahre zogen dann Menschen direkt aus ihren Familien in Einrichtungen des Ambulant Betreuten Wohnens, oder sie kamen aus Einrichtungen anderer Träger und – nach abgeschlossenem Rehabilitationsprozess im befristeten Wohnen – aus dem Fürst Donnersmarck-Haus.

Durch den Mut der Bewohner, sich auf Neues und Unbekanntes einzulassen, durch die Kompetenz der Mitarbeiter, diese auf ihrem Weg zu begleiten und zu fördern, durch die nicht nachlassende Anstrengung der Leitung, konzeptionell Strukturen für die Umsetzung von Betreuungszielen und -inhalten zu schaffen, konnte für jeden Einzelnen Lebensqualität geschaffen werden.

Eine Stärke des Ambulant Betreuten Wohnens ist es, die Angebote flexibel, durchlässig und passgenau zu gestalten. Somit konnten unter dem Dach der ambulanten Betreuungsangebote Lebensräume und -situationen gestaltet werden, die für viele Menschen mit Behinderung ein Leben ermöglichten, das in einem hohen Maß durch Selbstbestimmung, Eigenständigkeit und Eigenverantwortung gekennzeichnet ist und auf dem Fundament des Integrationsgedanken baut.

kommen wird, welche Fragen uns erwarten. Jedem Bewohner war freigestellt, inwieweit er seine Zimmertür den fremden Menschen öffnen wollte.“

Die Bemühungen der Bewohner und der Mitarbeiter haben sich gelohnt. Die positiven Rückmeldungen der Besucher machen dieses deutlich. Hervorgehoben wurden die sehr freundliche Begrüßung und die Aufgeschlossenheit der Bewohner, die über ihre Wohnsituation und deren Besonderheiten Auskunft gaben.



Tage der offenen Tür

Um Außenstehenden einen direkten Eindruck zu bieten, gab es vom 1. bis 5. November die „Tage der offenen Tür – das ganz besondere Angebot“. Das Ambulant Betreute Wohnen bot Einblicke, die normalerweise durch die schützenswerte Privatsphäre der Bewohner nicht möglich sind. Bei dieser Aktion war jeder von ihnen mit einbezogen, um Leben und Arbeit vorzustellen. MitarbeiterInnen berichten: „Wir waren schon aufgeregt, wer

„Ich habe gelernt, wie ein Notrufsystem funktioniert“; „Vielen Dank für die sehr nette Beratung!“ – „Tolle Einrichtung, gute und ausführliche Informationen“; „Sehr interessant“; „Netter Empfang“, lauten die Eintragungen in den Gästebüchern. An dieser Stelle ein ganz dickes Dankeschön im Namen aller Gäste.

Doris Brandt



Blickwechsel – ein Blick zurück

2004 feierte die Fürst Donnersmarck-Stiftung 50 Jahre praktische Arbeit mit und für Menschen mit Behinderung. Das gesamte Jahr über gab es aus diesem Anlass in allen Einrichtungen diverse Feste, kulturelle Veranstaltungen und Aktionen.

Der 12. November 2004 sollte als Abschluss dieses für die FDST besonderen Jahres stehen. „Machen Sie ein sinnliches Fest, das Thema soll Dekonstruktion sein, nichts im bekannten Sinn wie eine Fachtagung mit anschließender Party. Die Menschen sollen etwas Neues erleben.“ So lautete die erste Idee unseres Geschäftsführers, Wolfgang Schröder, zu Beginn des Jahres. Durch seine Wahl des Veranstaltungsortes gab er die Marschroute vor: Die Kulturbrauerei in Prenzlauer Berg sollte es sein. Dies war für eine von ihrer Tradition her eher West-orientierte, eher gediegene Stiftung schon ein wichtiger Schritt in Richtung Dekonstruktion von alten Bildern, wenn sie in die „Szene“ nach Ost-Berlin wechselt.



Aus Dekonstruktion wurde schnell der Titel: „Blickwechsel – sieh’s mal anders“. Zielsetzung für diesen Tag war es nicht nur eine Feier anzubieten, sondern auch starke thematische Impulse zu setzen. Im Vordergrund stand dabei die anregende und kreative Diskussion um ein Thema,



V.l.n.r.: Jan Lerch (rbb), Claudia Biene (Paralympics-Medaillengewinnerin), Martin Marquard (Landesbehindertenbeauftragter Berlin), Undine Kurth (MdB, Bündnis 90/Die Grünen) und Knut Lambertin (Ref. d. Bundestagsfraktion, SPD) auf der Podiumsdiskussion.

das sonst häufig mit sehr viel Ernst und Schwere debattiert wird. Viele Fragen rund um das Verhältnis von Menschen mit und ohne Behinderung sind tabuisiert, das Verhältnis deshalb häufig verkrampft. Die FDST ist bestrebt, Menschen mit Behinderung echte Teilhabe zu ermöglichen, was nur gelingt, wenn vorgefertigte Bilder und Vorurteile gegenüber Menschen mit Behinderung in Frage gestellt werden. Für uns galt es daher, den Ausdruck „Blickwechsel“ so wörtlich wie möglich zu nehmen, d. h. konkret: neue Ansichten herzustellen und ungewöhnliche Perspektiven zu inszenieren. Denn nicht nur auf der Diskussionsebene sollte an diesem Tag ein Blickwechsel stattfinden. Alle Gäste sollten auf ganz sinnliche Weise dazu eingeladen werden, ihren Blick zu wechseln und neue Blicke zu wagen.

Die Veranstaltung startete um 14:00 Uhr im Kesselhaus mit dem Erlebnismarkt und zeitgleich mit den Workshops im Palais

und Soda der Kulturbrauerei. Schon kurz vor Beginn kamen die ersten Schüler ins Kesselhaus. „Unser Lehrer hat uns geschickt“, lautete die etwas lustlose Begrüßung. Doch bereits nach kurzer Zeit sah man dieselben Schüler Objektkästen bauen, geheime Bilder zeichnen oder mit Umkehrbrille auf der Nase auf dem Rollstuhlparcours. Sie blieben über zwei Stunden und waren begeistert. Und so wie bei diesen Schülern die



Der Erlebnismarkt im Kesselhaus der Kulturbrauerei

Stimmung umschlug, ging es den meisten Besuchern an diesem Nachmittag. Es war faszinierend zu erleben, wie alle mitmachen und auf eine ruhige und konzentrierte Weise begeistert waren. Das Gleiche gilt für die Teilnehmer der Workshops, die alle



Spiegelverkehrt schreiben – ein wahrer Blickwechsel

weit über die maximale Teilnehmerzahl besucht waren. Viele äußerten hinterher, dass sie gerne länger und intensiver zu den behandelten Themen (Behinderung in der Werbung, Aktfotos von Menschen mit Behinderung, Blickwechsel zwischen den Generationen) arbeiten möchten. Für uns ein guter Hinweis für zukünftige Pläne.

Mit dieser Veranstaltung wollten wir nicht nur Stammgäste, Bewohner und Freunde der Stiftung ansprechen, sondern auch Menschen, die die Fürst Donnersmarck-Stiftung noch nicht kennen. Dies ist uns wirklich gut gelungen. Die Nachmittagsveranstaltungen haben ein bunt gemischtes Publikum angezogen, und auch der Empfang mit der Preisverleihung des Fotowettbewerbs „Berlin durch die Hintertür“ war ein voller Erfolg. Ihren Höhepunkt erreichte die Stimmung dann auf der anschließenden Party im Kesselhaus, wo bis in die frühen Morgenstunden ausgelassen gefeiert und getanzt wurde.

Dieser „Blickwechsel“ hat allen Spaß gemacht, viele hat er auch zum Nachdenken angeregt – das jedenfalls zeigt das positive Feedback, das wir von vielen Gästen nach der Veranstaltung bekommen haben. Für uns kann das nur heißen: Der Blickwechsel wird weitergehen.

**Annemarie Kühnen-Hurlin,
Mark Grünert**

Die Sieger des Fotowettbewerbs „Berlin durch die Hintertür“



Berlin durch die Hintertür

Die Sieger des Fotowettbewerbs

210 Fotos von rund 55 Einsendern – so lautet die stolze Bilanz des Fotowettbewerbs „Berlin durch die Hintertür“, den die Fürst Donnersmarck-Stiftung zusammen mit ihren Partnern, der Berliner Zeitung, den Berliner Werkstätten für Behinderte GmbH (BWB) und Kodak ausgeschrieben hatte. Alle Teilnehmer haben auf interessante Weise den Blickwinkel sichtbar gemacht, aus dem sie Berlin wahrnehmen, und auf teilweise verblüffende Weise gezeigt, wo sie behindert werden oder auf welche kreative Weise sie Barrieren überwinden.

Der Jury ist die Auswahl der besten Bilder nicht leicht gefallen – ganze drei Stunden dauerte die Sitzung, und drei Ausscheidungsrunden mussten durchgeführt werden, bis die Gewinner der attraktiven Preise wie hochwertigen Digitalkameras, einem Wochenende im Haus Rheinsberg sowie einer Tagesfahrt ins Blaue feststanden. Am Ende stellte der Jury-Vorsitzende Wolfgang Schrödter zufrieden fest: „Ich glaube, wir haben eine gute Wahl getroffen.“

Zum Gremium gehörten neben dem Geschäftsführer der Fürst Donnersmarck-Stiftung auch der renommierte Fotograf Rasso Bruckert, Jane Dulfuqar von der Berliner Zeitung, Ulrich Herzog vom BWB sowie Thomas Golka, Pressereferent der Stiftung. Die besten Fotos wurden in der Berliner Zeitung und auf der Website der FDST veröffentlicht, die Preisverleihung fand in feierlichem Rahmen bei der Veranstaltung „Blickwechsel“ am 12. November in der Kulturbrauerei statt.

Wettbewerbsbeitrag „Berlin durch die Hintertür“



Zeljko Crncic, „Die Mauer“, 1. Platz

Durch den Abend führte rbb-Moderator Jan Lerch, die Preise überreichte Wolfgang Schrödter.

Einen Ehrenpreis vergab die Jury an Peter Stelter, der in seinem Bild „Leben mit allen Sinnen“ auf besondere Weise das „Sehen mit den Händen“ visualisiert hat. Sein „Teddy-Bild“ ermöglicht Menschen, die sehen können, einen Einblick in die Wahrnehmungswelt von blinden Menschen. Zugleich löst die Geste des Mannes Empathie aus, indem sie an die eigenen „kindlichen“ Gefühle rührt. Die Fürst Donnersmarck-Stiftung will dem Künstler eine Ausstellung ermöglichen.

Mit einer Auszeichnung wurde außerdem der beste Wettbewerbsbeitrag eines Menschen mit Sehbehinderung gewürdigt.

Wettbewerbsbeitrag „Berlin durch die Hintertür“



Werner Knobloch, „U-Bahn“, 3. Platz

Sie erhielt die Fotografin Angelika Walter-Maihold für ihr Bild „Ein Wegweiser mitten im Weg“, das auf sehr deutliche Weise die Gefahren für sehbehinderte Menschen im Alltag darstellt. Es macht auf konkrete Probleme aufmerksam, die sehr vielen Menschen – leider viel zu oft auch den Verantwortlichen in Institutionen oder Behörden – gar nicht bewusst sind.

Den 4. Preis im Wettbewerb gewann Monika Gronwald für ihr Foto „Zweiräder“, das im Hintergrund das Brandenburger Tor, im Vordergrund zwei Rikschas und eine Rollstuhlfahrerin zeigt. Das Bild ist humorvoll und löst Schmunzeln aus. Indem sich der Rollstuhl in andere Möglichkeiten der Fortbewegung einreicht, wird der Blick auf die Rollstuhlfahrerin und damit auf die Behinderung „relativiert“ – jeder bewegt sich auf seine Art fort und gehört dazu.

Wettbewerbsbeitrag „Berlin durch die Hintertür“



Marie Gronwald, „Zweiräder“, 4. Platz

Der 3. Preis ging an Werner Knobloch, dessen Bild „U-Bahn“ stellvertretend für das Anliegen vieler Teilnehmer des Wettbewerbs steht, Behinderung durch das Motiv „Treppe“ deutlich zu machen. Ausgewählt wurde es wegen seiner fotografischen Stärke, da der Rollstuhlfahrer am Fuß der Treppe, die aus dem Bild laufenden Menschen und das Licht-Schatten-Spiel perfekt komponiert sind und so ein intensives Bild entstanden ist, das die „Behinderung“ auf eindringliche Weise deutlich macht.

Die Gewinnerin des 2. Preises, Berthild Lorenz, zeigt auf ihrem Bild „So geht's auch“ eine fast unvorstellbare Situation: einen Jungen im Rollstuhl auf einem Trampolin. Das Foto macht deutlich, dass unüberwindlich scheinende Barrieren auch bezwungen werden können. Die Freude des Jungen darüber ist regelrecht spürbar und überträgt sich auf den Betrachter. Das Bild ist ein starker Appell, den Blick auch auf das Mögliche zu richten.

Den 1. Preis vergab die Jury an Zeljko Crncic. Sein Siegerfoto „Die Mauer“ setzt durch den dargestellten Versuch, mit dem Blindenführstock die Höhe der Berliner Mauer zu ertasten, das Thema „Berlin durch die Hintertür“ auf ungewöhnliche Weise um. Das Symbol der Stadt – die Mauer, jahrzehntelang sinnfällige Barriere zwischen Ost- und West-Deutschland – wird nicht als Barriere für einen blinden Menschen inszeniert, sie ist Szenario für die Erkundung der Stadt durch einen blinden Menschen. Das Bild verdeutlicht in beispielhafter Weise die Perspektive eines Menschen mit Behinderung auf Berlin.

Thomas Schneider

Rund 50 Einsendungen zum Fotowettbewerb „Berlin durch die Hintertür“ sind aktuell unter www.fdst.de zu besichtigen.

Wettbewerbsbeitrag „Berlin durch die Hintertür“



Berthild Lorenz, „So geht's auch!“, 2. Platz

Eine gute Mischung aus Theorie und Praxis

Fahrschulung in Bad Bevensen

Beinnahe täglich stehen die Fahrer der Kleinbusse im Gästehaus Bad Bevensen und die des Busunternehmens Uhlenkörper in Uelzen vor der Aufgabe, Fahrgäste im Rollstuhl zu befördern und sie für die Fahrt bestmöglich zu sichern.

Um dieser Aufgabe noch besser gerecht werden zu können, veranstaltete das Gästehaus im Oktober eine Schulung für seine und die Busfahrer der Firma Uhlenkörper, mit der man eng zusammenarbeitet.

Fünf Mitarbeiter aus Bad Bevensen und fünf Fahrer des Busunternehmens beschäftigten sich einen Tag lang ausführlich mit dem Thema der Sicherheit von Rollstuhlfahrern im Bus. Geleitet wurde die Schulung von Michael Gebel. Als Ausbildungsleiter der Vereinigten Telebusunternehmer in Berlin kann er auf langjährige Erfahrungen in diesem Arbeitsfeld zurückblicken. Er informierte über Theorie und Praxis und gab zahlreiche Tipps, die die besonderen Ansprüche an die Beförderung von Fahrgästen im Rollstuhl im Blick hatten.

In einer Präsentation zeigte Gebel, welche fatalen Auswirkungen es haben kann, wenn Rollstühle falsch befestigt werden, und den richtigen Weg zur bestmöglichen Sicherung der Gäste. Thematisiert wurde auch das Prinzip des Kraftknotens, das nach heutigem Stand sehr gute Sicherheitsbedingungen darstellt. Um es nutzen zu können, muss allerdings an jedem Rollstuhl ein Kraftknoten angebracht sein. Nach Michael Geibels Erfahrung sei die im Alltag aber noch nicht häufig der Fall.

Am Nachmittag übten sich dann alle Teilnehmer in der Praxis. Im Bus des Gästehauses wurden Rollstühle immer wieder befestigt und entkoppelt. Jeder stand vor der Aufgabe, einen Rollstuhl richtig

zu sichern. Man musste sich selbst aber auch im Rollstuhl sitzend von einem Kollegen in den Bus bringen und befestigen lassen, alles unter den „strengen Blicken“ von Michael Gebel. Auch der Transport über mehrere Stufen wurde gemeinsam trainiert.

Die Teilnehmern werteten die Schulung abschließend als „eine gute Mischung aus theoretischen und praktischen Anteilen“. „Jetzt weiß man noch genauer, wie man es wirklich richtig macht, und ist einfach sicherer“, so Jan Krützfeldt, Hausmeister im Gästehaus. Insbesondere den Blick aus beiden Perspektiven, aus der des Fahrers, aber auch aus der des Fahrgastes, beurteilten alle als positiv und sehr wichtig.

Susanne Schiering



Wie gut kenne ich meinen E-Rolli?

Rolliparcours in der Villa Donnersmarck

Rund 15 Rollifahrer kamen an einem sonnigen Augustsonntag in die Villa Donnersmarck, um an einem ungewöhnlichen Turnier teilzunehmen: einem Rollstuhl-Parcours für Elektrorollstühle. Hintergrund dieses sportlich-fröhlichen Erfahrungstrainings ist der unsichere Umgang vieler E-Rollstuhlbewerber mit ihrem eigenen Gefährt. „Viele sind sehr verzagt in der Bedienung mit dem Elektrorollstuhl und kennen gar nicht alle Möglichkeiten, die dieses effektive Fortbewegungsgefährt ihnen bietet“, erklärt Eileen Moritz, Organisatorin des

Lehrgangs. „Es gibt Trainings für faltbare Rollstühle. Dort lernt man z. B. hohe Bordsteine hochzufahren. Für den Elektrorollstuhl gibt es so etwas noch nicht, erzählt sie weiter. Eileen Moritz ist selbst begeisterte E-Rollifahrerin.

Lehrgangs. „Es gibt Trainings für faltbare Rollstühle. Dort lernt man z. B. hohe Bordsteine hochzufahren. Für den Elektrorollstuhl gibt es so etwas noch nicht, erzählt sie weiter. Eileen Moritz ist selbst begeisterte E-Rollifahrerin. Die Teilnehmer konnten einiges über sich erfahren, nicht zuletzt, ob sie ein sportlicher oder eher vorsichtiger Fahrer sind. „Ich habe zwar seit fünf Jahren einen E-Rolli, bin aber zum Teil im Umgang mit ihm etwas ungeschickt“, begründete Tabea Michel ihre Teilnahme am Parcours. Erst im Workshop fand Tabea Michel die Zeit und Ruhe herauszufinden, was sie kann und was nicht, beispielsweise das Rückwärtseinparken. „Das habe



Insgesamt elf Stationen mussten die Teilnehmer auf dem Parcours bewältigen. Übungen zum Rückwärtseinparken gehörten genauso dazu wie mit einer Gruppe an einem von Hindernissen umbauten Tisch Platz zu nehmen, ein Unterfangen, was für einige Teilnehmer schwer zu koordinieren war. Hier war Teamarbeit und präzises „Einparken“ angesagt, um sich nicht gegenseitig den Weg zu versperren. In einer lockeren Atmosphäre



ich mir vorher nie richtig zugetraut. Aber an diesem Tag habe ich gemerkt, wenn ich mir Zeit nehme und genauer hingucke, dann geht's.“

*Ursula Rebenstorf,
Anja Giebel*



Polier Detlev Hinze

„Gemeinsam Ferien am See“

Apartmenthaus in Rheinsberg wird im nächsten Jahr eröffnet

Sieht, wie das Haus gediehen ist: Der Richtbaum ward geschmückt, gehisst!“ Detlev Hintze von der Märkischen Bau-Union Potsdam stand auf dem Gerüst und verlas feierlich den Richtspruch. Nach guter Tradition feierte die Fürst Donnersmarck-Stiftung am 15. Oktober 2004 Richtfest des Neubaus im Donnersmarckweg 3 in Rheinsberg.

An der Stelle des Bauplatzes stand schon einmal eine Pension. Seit den sechziger Jahren konnten hier regelmäßig Betriebsangehörige des VEB Kombinat Kinderfahrzeuge Zeitz mit ihren Familien das Urlaubserlebnis Rheinsberg mit dem Grienericksee genießen – daher auch der Name „Zekiwa“, unter dem der Bau unter alteingesessenen Rheinsberger noch heute bekannt ist.

In Rekordzeit wurde nun an dieser Stelle der Neubau errichtet, der das jüngste Bauvorhaben im Rahmen des Tourismusbereichs der Stiftung ist und mit dem eine Verpflichtung gegenüber der Stadt Rheinsberg eingelöst wird. Das Haus trägt dazu bei, das Areal um den Donnersmarckweg, einen Teil des städtischen Sanierungsgebiets, attraktiv auszubauen. Dafür konnten mehrheitlich bauausführende Firmen aus Brandenburg gewonnen werden. Der Leiter des Baumanagements der Fürst Donnersmarck-Stiftung, Michael Schmidt, dankte in seiner Rede den beteiligten Betrieben: „Ich habe selten ein Bauvorhaben erlebt, bei dem die Arbeitsabläufe und das Ineinander-Greifen der Gewerke so unaufgeregert und problemlos erfolgen wie hier.“

Die eigenständige Form des Baukörpers, die an den Bauhausstil erinnert, ist für die Stadt Rheinsberg ungewöhnlich. Verantwortlich zeichnet der Münchner Architekt Stephan Wildgruber, der auch schon beim Hotel HausRheinsberg mit der Bauausführung beauftragt war. Ziel war es, dem Neubau ein Aussehen zu verleihen, das sich einerseits harmonisch in das Gesamtensemble einfügt, andererseits aber nicht mit dem Hotel und dem gegenüberliegenden



*Wolfgang Schrödter,
Geschäftsführer der
Fürst Donnersmarck-
Stiftung*

Warmbad in Konkurrenz tritt. So ist eine dezente, zurückhaltende Architektur entstanden, die dennoch durch ihre durchdachte Funktionalität besticht.

Im Erdgeschoss befinden sich zwei barrierefreie Ferienwohnungen mit Terrasse für bis zu acht Personen, mit zwei separaten Einzelzimmern für Assistenten. Diese großzügigen Apartments stehen Behinderten- und größeren Familien mit behinderten Angehörigen zur Verfügung. Sportgruppen können die multifunktionale Seehalle des Hotels nutzen. So eignen sich die Wohnungen bestens für Kegelclub-Ausflüge, Trainingsreisen oder einfach für den jährlichen Familienausflug.

Im Obergeschoss wird es eine barrierefreie Arztpraxis geben. Eine in Rheinsberg praktizierende Allgemeinmedizinerin hat die Räume gepachtet. Über dieses neue Angebot in der Stadt werden sich nicht nur Rollstuhlfahrer oder Menschen mit Gehbehinderung, sondern auch Mütter mit Kinderwagen freuen. Das obere Stockwerk sowie das Dachgeschoss beherbergen insgesamt vier Apartments für zwei bzw. vier Personen. Alle Wohnungen haben einen Balkon oder eine Terrasse

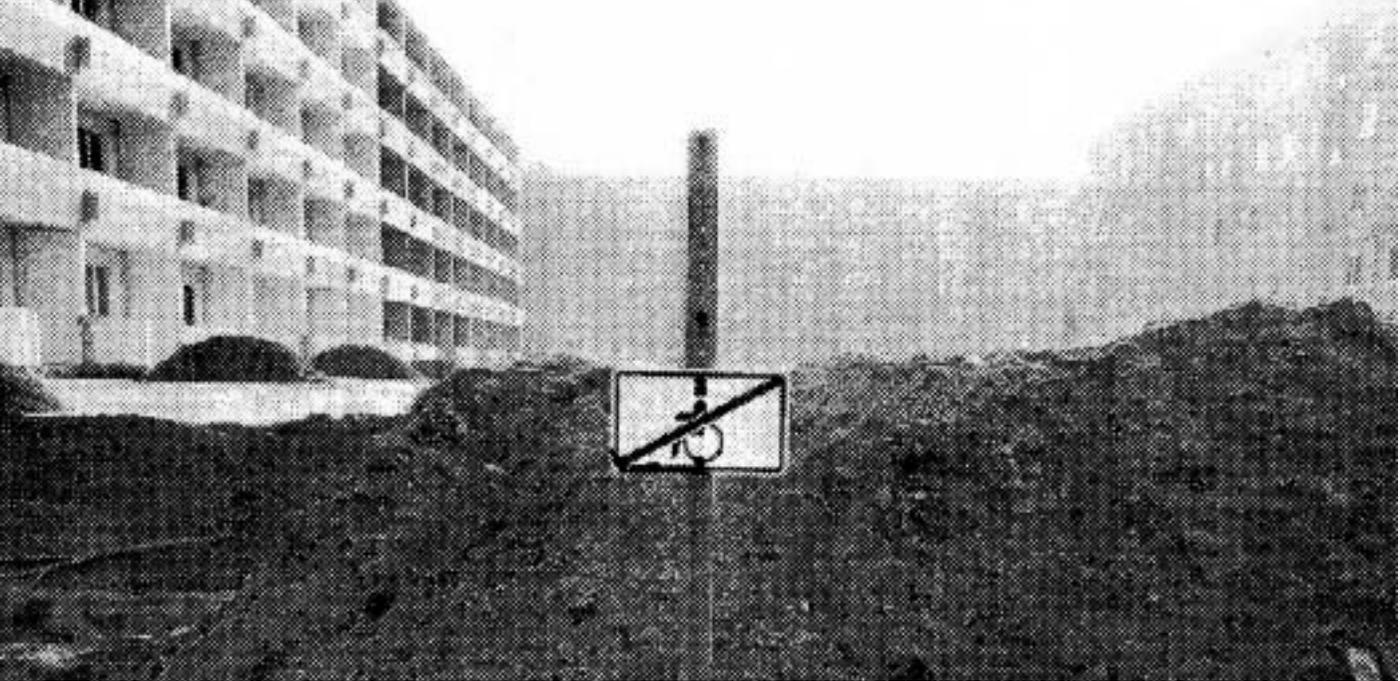
und teilweise einen herrlichen Blick auf den Grienericksee.

Das Projekt steht unter dem Motto „Gemeinsam Ferien am See“ und bettet sich ein in das barrierefreie Ensemble am Donnersmarckweg, zu dem die vielfältigen Angebote des barrierefreien Haus-Rheinsberg, Hotel am See, das Café Tucholsky mit Seeterrasse und die Physiotherapie-Praxis im Warmbad gehören. Mit dem Neubau rundet die Fürst Donnersmarck-Stiftung ihr Angebot für Menschen mit Behinderung in Rheinsberg ab. Gleichzeitig wird der Tourismus-Standort Rheinsberg gestärkt, an dem für Menschen mit Behinderung der Wunsch einer gleichberechtigten Teilnahme an Urlaub real werden kann. Das Haus wird ab Juli 2005 eröffnet werden – schon jetzt hat es zahlreiche Anfragen gegeben.

Am Ende ließ Detlev Hintze sein Sektglas zerschellen, bevor der Richtkranz per Kran in luftige Höhen gehievt wurde. Sein Richtspruch endete mit den Worten: „Glas – in tausend Scherben spring – und viel Glück dem Hause bring!“

Thomas Schneider





Barrierefrei Planen, barrierefrei Bauen

Vor ein paar Tagen erschien der Bericht der Bundesregierung über die Lage behinderter Menschen und die Entwicklung ihrer Teilhabe, der auch aus dem Internet heruntergeladen werden kann und dort bei kobinet-Nachrichten schon diskutiert wird. „Barrierefreies Bauen bringt nicht nur behinderten, sondern auch nichtbehinderten Menschen Vorteile. Eine Rampe im Zugang eines Bahnhofs ist nicht nur für einen Rollstuhlfahrer von elementarer Bedeutung. Vielmehr wird die Rampe auch von Personen mit Kinderwagen oder Kofferrolli genutzt“, lauten einige Zeilen aus dem Bericht, die sicher unstrittig sind.

In den Kapiteln Bauen und Wohnen für behinderte Menschen und Barrierefreier Verkehr beschäftigt sich der Bericht mit Barrierefreiheit und der sich daraus ergebenden Mobilität. Auch wir haben uns diesem Thema genähert, aus ganz unterschiedlichen Perspektiven. Alle Facetten konnten wir dabei nicht abdecken. Den Themenkomplex Sinnesbehinderung und Barrierefreiheit haben wir in diesem Zusammenhang ausgeklammert, nicht, weil er uns nicht bedeutungsvoll schien, sondern

weil wir glauben, dass auf diesem Gebiet andere über mehr Kompetenz verfügen.

Wir lassen zwei Bauexperten zu Wort kommen: Heino Marx hält barrierefreies Planen und Bauen für eher kostenneutral, Michael Schmidt nur die barrierefreie Planung. Der Bericht der Bundesregierung vertritt folgende Position: „Werden bei der Gestaltung von Wohn- und Lebensbedingungen spezielle Bedürfnisse behinderter Menschen vom ersten gedanklichen Ansatz an berücksichtigt, entsteht in der Regel kein oder nur ein geringer Mehraufwand, während spätere Nachbesserungen meist erheblich mehr kosten.“

Wir stellen das Kompetenzzentrum der TU-Berlin vor und berichten aus erster Hand über die Arbeitsgruppe Barrierefrei bei der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung. Auch Projekte wie der Wanderweg am Müggelsee und die Aktion „Berlin barrierefrei“ werden beleuchtet. Es hat sich einiges getan in der Stadt. Wie im Fall des Olympiastadions manchmal eben erst nach den notwendigen (gerichtlichen) Einwänden.

Thomas Golka

Auf den Zugang kommt es an

Das Kompetenzzentrum „Barrierefreies Planen und Bauen“ will Wissen bündeln und vermitteln

Das Kompetenzzentrum „Barrierefreies Planen und Bauen“ ist im September 2003 vom Fachgebiet Entwerfen, Bauten des Gesundheitswesens der Technischen Universität Berlin, dem Förderverein Zentren für Technische Lebenshilfen (ZeTeL) und dem Berliner Behindertenverband „Für Selbstbestimmung und Würde“ gegründet worden. Ziel ist es, eine breite und unabhängige Plattform für den Informationsaustausch zu schaffen, dem Thema „barrierefrei“ einen höheren Stellenwert einzuräumen und Barrierefreiheit am Arbeitsplatz, im Wohnumfeld und in Bereichen der Freizeitgestaltung als interdisziplinäre Aufgabe zu etablieren. Dabei sollen insbesondere Architektur, Stadtplanung, Kommunikationstechnik, Verkehr, Tourismus, Design, Medizin- und Gesundheitstechnik berücksichtigt werden. Neueste Erkenntnisse und Erfahrungen sollen erschlossen werden, da es um „Innovationspotenziale“ in der Umweltgestaltung sowie der Entwicklung barrierefreier Produkte und Dienstleistungen geht.

Das Kompetenzzentrum will vorhandenes Wissen und Kompetenzen zusammenführen und als Forum für Wissenschaft und Praxis Information, Erfahrung und fundierten Rat bündeln, um Barrierefreiheit als Lebensqualität für Menschen mit und ohne Behinderung zu erreichen. Zu diesem Zweck arbeitet das Zentrum mit dem Fachgebiet Biomedizinische Technik des Instituts für Konstruktion, Mikro- und Medizintechnik der Technischen Universität Berlin, dem Lehrstuhl Kommunikationstechnik der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus, dem Design Unit-Institut im Fachbereich

Design der Fachhochschule Potsdam sowie der Landesarbeitsgemeinschaft Hilfe für behinderte Menschen Berlin und dem Sozialverband VdK Berlin-Brandenburg zusammen.

Das Zentrum wird geleitet von Frau Dr. Christa Kliemke und ist seit seiner Gründung in verschiedenen Arbeitsfeldern aktiv geworden. So wurde am 27. Februar 2004 ein Symposium zum Thema „Barrierefreiheit als interdisziplinäres Handlungsfeld“ veranstaltet, bei dem ein Expertenkreis aus Kooperationspartnern und Mitbegründern des Zentrums zusammenkam, die den jeweiligen Forschungsstand ihrer Disziplin darstellten. Die Ergebnisse wurden als Reader veröffentlicht. Ferner wird im Wintersemester 2004/2005 die Ringvorlesung „Barrierefrei Planen und Bauen für Lehrende, Studierende und Interessierte aus Forschung und Praxis“ weitergeführt, um die Erfahrungen von Betroffenen als Experten in eigener Sache in die Lehre und Forschung stärker einzubinden. Im Einzelnen werden die Themen Umwelt und Produktgestaltung für jedes Lebensalter, Stadtplanung und barrierefreier Tourismus, Verkehr und Mobilität sowie die Planungsgrundlagen zum barrierefreien Bauen behandelt. Die Termine und der Veranstaltungsort werden über den Veranstaltungskalender der TU Berlin bekannt gegeben.

Am 30. September 2004 hat das Kompetenzzentrum auf dem internationalen Symposium Housing & Health der WHO in Vilnius die Auswertung der Pan-Europäischen Studie LARES (Large Analysis and Review of European housing and health Status) vorgelegt. Bei der in acht europäischen Städten durchgeführten repräsentativen Befragung der Weltgesundheitsorganisation ging es um die Bereiche Zugänglichkeit von Gebäuden und Wohnungen und die Realisierung von Wohnraumanpassungen. Sie bildet einen wichtigen Beitrag in der wissenschaftlichen und politischen Debatte des barrierefreien Planens und Bauens.



Die Befragung hat gezeigt, dass fast Dreiviertel der Wohnungen und Gebäude für Menschen mit Behinderungen nicht problemlos zugänglich oder nutzbar sind. Von den 991 Befragten gaben 11,9% an, dass es ihnen aufgrund Ihres Alters oder Ihrer körperlichen Beweglichkeit Probleme bereitet, Ihre Wohnung normal zu nutzen. Werden nur die Menschen mit Behinderung betrachtet, so haben sogar 29,9% der Befragten Probleme, ihre Wohnung barrierefrei zu nutzen. Ein großes Problem innerhalb der Wohnung stellt das Badezimmer dar. Hier werden vor allem Wohnraumanpassungen wie Duschen ohne Schwellen benötigt. Weitere Problembereiche sind die Eingangsbereiche und Treppenhäuser von Gebäuden. Auch hier werden von den Befragten Wohnraumanpassungen wie der Bau von Rampen für Rollstuhlfahrer, von Handläufen im Treppenhaus oder Einbau eines Fahrstuhls gefordert. Oftmals verhindern allerdings nach Meinung der Befragten bauliche Gegebenheiten und Kosten die Realisierung von Wohnraumanpassungen, indem beispielsweise Raum und Zuschnitt der Wohnung nicht veränderbar sind.

Für die Beurteilung des Wohnumfeldes bildet ihre Zugänglichkeit ein wichtiges Kriterium für Menschen, die in ihrer Beweglichkeit eingeschränkt sind. So ist gerade den Befragten mit Behinderungen die Nähe zum Zentrum der Stadt, zu Geschäften und zu anderen Dienstleistungseinrichtungen sehr wichtig. Diese Gruppe der Befragten ist es auch, die öffentliche Nahverkehrsmittel häufiger und den PKW weniger nutzt. Der Studie zufolge sei die Gestaltung einer barrierefreien Umgebung zu einer dringlichen Handlungsaufgabe geworden, da der Anteil von Menschen mit funktionalen Einschränkungen aufgrund einer alternden Gesellschaft zunehmen wird. Aber nicht nur körperliche Behinderungen, sondern auch geistige oder zeitweise Funktionseinschränkungen offenbaren vorhandene Barrieren in unserer hochorganisierten und komplexen Gesellschaft.

Auf dem Symposium in Vilnius verband das Kompetenzzentrum seine Präsentation der wissenschaftlichen Ergebnisse mit konkreten Empfehlungen für die weitere europäische wissenschaftliche und politische Arbeit zum Thema Barrierefreiheit. So müsse barrierefreies Planen und Bauen mehr und besser in der Ausbildung von Architekten, Stadtplanern und Ingenieuren verankert werden. Darüber hinaus müssten Stadterneuerungsprogramme die Fähigkeiten und Fertigkeiten der Gebäude- und Wohnungsnutzer von Beginn an einbeziehen sowie im Planungsverfahren berücksichtigen. Weiterhin sollten permanente Informationszentren für technische Hilfe und Selbsthilfe eingerichtet werden. Schließlich richtete das Kompetenzzentrum an Wissenschaft und Politik den Appell, barrierefreies Planen und Bauen als multi- und transdisziplinäre Aufgabe zu verstehen. Nur durch barrierefreies Denken sei es auch möglich, barrierefrei zu entwerfen und zu bauen.

Thomas Schneider

Kontakt:

Kompetenzzentrum Barrierefrei Planen und Bauen
an der Technischen Universität Berlin
Fachgebiet Entwerfen, Bauten des Gesundheitswesens,
Sekretariat A 42
Straße des 17. Juni 135
10623 Berlin
Telefon: 030 / 314 22 960
Telefax: 030 / 314 21 112
e-mail: barrierefrei@ifg.tu-berlin.de



Nicht die Zukunft verbauen

Von Normen und Normalitäten

Frau Dr. Christa Kliemke leitet das Kompetenzzentrum „Barrierefreies Planen und Bauen“ am Fachgebiet Entwerfen, Bauen des Gesundheitswesens der Technischen Universität Berlin – dabei sei das Thema, wie sie sagt, „in der Lehre weggebrochen“ und werde in der Realisierung schnell weggeredet. Barrierefreies Bauen sei schlicht zu teuer, so ein häufiges Argument, und das obwohl Gesetze es vorschreiben. Dem will man mit dem Kompetenzzentrum entgegensteuern, indem gerade an einer öffentlichen Hochschule fundamentales Know-how zur Verfügung gestellt wird.

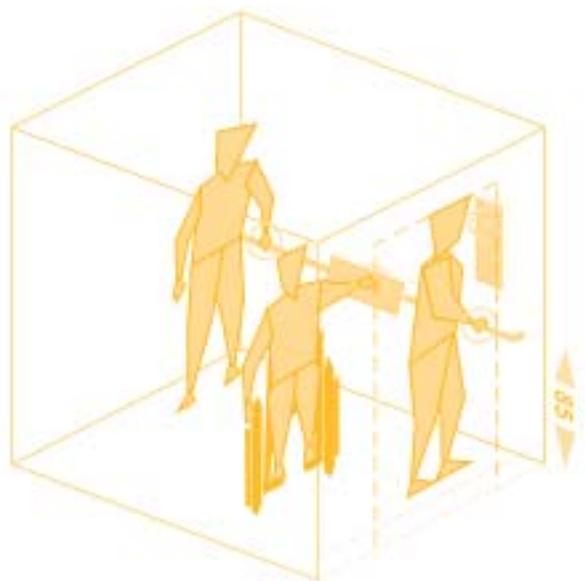
Die Arbeit des Kompetenzzentrum sei nicht einfach, da es keine Förderung gebe und man weitgehend auf „gutwilliges ehrenamtliches Engagement“ angewiesen sei, so die Leiterin, die sich selbst über Jahrzehnte mit dem Thema „Barrierefreiheit“ beschäftigt hat. „Wir kämpfen“, auch wenn man beispielsweise keine neuen Stellen einrichten könne: Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderung, die schließlich „Experten in eigener Sache“ seien. Das Ringen um Ko-Finanzierung gestalte sich schwierig, und so sei man froh, immerhin die Akzeptanz durch die Hochschule zu haben, die Räume und Telefon zur Verfügung stellt.

Ehrenamtliche Tätigkeit bekäme auch nicht immer die Anerkennung, die sie verdiene, schließlich gehe es bei der Professionalisierung nicht vordergründig um die Schaffung bezahlter Arbeitsplätze. „Menschen mit Behinderung sind generell professioneller“, aber die Leistungen seien eben auch Geld wert. Dabei habe Integration selbstverständlich einen großen Stellenwert, aber das sei ja ohnehin eine gesellschaftliche Aufgabe.

Zur Frage nach der DIN-Norm äußert sich Christa Kliemke, die selbst einen DIN-Ausschuss mitgegründet hat, nüchtern und pragmatisch. Das Deutsche Institut für Normung gebe Leitlinien heraus, die als Empfehlung zu verstehen seien, so die Leiterin des Zentrums: „Damit muss eine aufgeklärte Gesellschaft aufgeklärt umgehen.“ Eine Norm sei keine Doktrin, sondern diene der Orientierung, und insofern könne man froh sein, dass es eine solche Ordnung gibt. Doch genauso deutlich weist sie darauf hin, dass nach vorne geschaut werden muss: „Es geht darum, vorhandene Spielräume zu nutzen, auszubauen und weiter zu entwickeln.“

Was das Beste sei, könnten letzten Endes ohnehin nur Menschen mit Behinderung selbst beurteilen. Normen, die letztlich nichts anderes als Produkt einer Konsensfindung seien, könnten aber immerhin als Hilfsmittel dienen – als positives Hilfsmittel, nicht negativer Minimalkonsens. Schließlich dürfe man sich „nicht die Zukunft verbauen“ – im wörtlichen wie im übertragenen Sinne.

Thomas Schneider



Zentimeterarbeit

Interview mit Dipl. Ing. Heino Marx, Büro barrierefrei Planen.

Heino Marx ist „ein alter Hase“, wenn es um die besonderen Anforderungen barrierefreier Baumaßnahmen geht. Von 1994 bis 2003 betreute er den Baubereich bei Movado e.V. Nach dem Aus für das Netzportal ging er den Schritt in die Selbständigkeit und eröffnete sein eigenes Büro für barrierefreie Bauplanung. Sein Angebot erstreckt sich dabei von der Erstberatung bis zur Ausführung, um in Wohnungen oder im öffentlichen Raum passend zu machen, was so oft nicht passt.

Herr Marx, gibt es einen Trend für plötzlich veränderte Lebenssituationen oder das Alter mitbauen zu lassen?

Ich kann zumindest keinen erkennen. Ich habe 1996 Menschen beraten, die ihr Einfamilienhaus altersgerecht bauen lassen wollten. 2002 hatte ich mal wieder so ein Haus, aber generell denken Menschen von Anfang an nicht wirklich daran.

Wer fragt Ihr Angebot konkret nach?

Das ist sehr unterschiedlich. Ein Aspekt meiner Arbeit betrifft Wohnungen. Dafür habe ich auch gezielt Werbung betrieben. Darüber kommen zum Beispiel Anfragen, die sich am häufigsten auf den Eingangs- und den Sanitärbereich beziehen, meist direkt von Privatpersonen. Alles andere ist komplizierter: Ich erhalte Hinweise von behinderten Menschen, mich um bestimmte Projekte mal zu kümmern, wie dort Barrierefreiheit umgesetzt werden soll. Das Gesundheitszentrum in Spandau ist ein Beispiel dafür, dort wurde ich mit hinzugezogen. Ich werde also von Betroffenen direkt angesprochen, mich um öffentliche Gebäude zu kümmern. Das andere ist meine Tätigkeit als Mitglied der AG Ausnahmegenehmigungen des Behindertenbeirates. Hierbei geht es hauptsächlich



um Betreiberwechsel in gastronomischen Einrichtungen. Dort bin ich denn auch tätig, um den Betreibern zu helfen, ihr Restaurant rollstuhlgerecht zu gestalten. Ich sage ihnen, was sie tun müssen, damit ihre Einrichtung für Rollstuhlfahrer zugänglich und nutzbar ist, oder was sie nicht tun brauchen, weil es zu teuer wäre.

Wenn ich Sie beauftrage, was folgt als nächster Schritt?

Wir machen eine Vor-Ort-Beratung. Diese Beratung ist noch kostenlos, um erst einmal zu zeigen, was generell möglich ist und gemacht werden müsste: Was kommt auf einen zu, was sind für Kosten

zu erwarten? Wenn ein Auftraggeber dann damit einverstanden ist, wird der Ist-Zustand aufgenommen, im Bad wird zum Beispiel ausgemessen. Als nächstes werden Lösungsvarianten am Computer gezeichnet. Dann geht das Ganze noch einmal vor Ort. Die Varianten werden durchgesprochen. Ich nehme dafür Prospektmaterial mit, damit die Leute sich auch ein bisschen vorstellen können, was bei ihnen passieren soll. Wenn sie dann die Zustimmung erteilen, vermitteln wir Firmen und holen Angebote ein. Wir behalten bis zur Fertigstellung der Umbauten den Kontakt zum Auftraggeber. Wenn gewünscht, erstreckt sich unser Angebot von der Erstberatung bis zur Fertigstellung.

Wie gestalten sich die Mehrkosten für den Kunden? Gibt es Möglichkeiten, Zuschüsse einzuholen, über die letztlich auch Sie bezahlen werden können?

Das Ganze läuft im Endeffekt natürlich schon zu Lasten des Kunden. Bei einem Badausbau muss sich aber auch eine Sanitärfirma die Mühe machen, den Ist-Zustand aufzunehmen und Lösungsvorschläge zu erarbeiten. Das nehme ich den Firmen ab, dafür bekomme ich von ihnen denn auch Geld, wenn ich die Planung so weit vorbereite, so dass sie eigentlich nur noch anfangen brauchen. Diese Planungsleistungen können über die Pflegekasse abgerechnet werden, solange gewisse Kosten nicht überschritten werden. Ich habe mehrere Fälle, in denen auch das Sozialamt bedenkenlos meine Planungen bezahlt. Die Restkosten müssen dann die Kunden selbst übernehmen.

Wie schwierig ist die Zusammenarbeit mit den ausführenden Firmen? Findet dort eine positive Kompetenzverschiebung statt?

Die findet nicht wirklich statt, auch wenn man immer davon redet. Als Barrierefreiheit damals aktuell wurde, haben das viele einfach schräg über ihr Firmenschild geschrieben, die Kompetenz und das Wissen hatten sie jedoch nicht. Man hat nur einfach gern die Zielgruppe Menschen mit Behinderung und alte Menschen mit-



genommen. Ich habe lange gebraucht, um Firmen zu finden, die alles so ausführen, wie ich es hier plane. Manchmal kommt es auf Zentimeter an. Jetzt habe ich einen Stamm guter Gewerke zusammen.

Muss barrierefreies Bauen an sich teuer sein?

Nein, es muss nicht teuer sein. Die Kostenintensivität entsteht eigentlich immer erst, wenn man etwas korrigieren muss. Das Olympiastadion und auch das bereits erwähnte Gesundheitszentrum in Spandau sind ein guter Beweis dafür. Was man dort vergessen hat, ist im Nachhinein natürlich unheimlich teuer. In der Schweiz hat jemand bei einem Neubau mal überschlagen, um wie viel höher die Kosten wären, wenn man barrierefrei bauen würde: nicht mehr Kosten als nach Fertigstellung für die Grundreinigung des Gebäudes anfallen würden, bevor es in Betrieb geht. Mehr ist das nicht, während zum Beispiel der Brandschutz, über den wenige Leute reden, eigentlich immer 25 Prozent der Gesamtkosten beansprucht. Und es brennt ja relativ selten, eher kommt schon ein Rollifahrer in das Haus. Das sind so die Unterschiede, die man immer noch macht und was man nicht so sehen will. Das ist ja auch politisch bedingt, denke ich.

Wie erklären Sie sich denn, dass Sie bei öffentlichen Gebäuden erst durch die Initiative Betroffener in die Planung miteinbezogen werden. Es wäre doch viel einfacher, Sie gleich hinzuzuziehen.

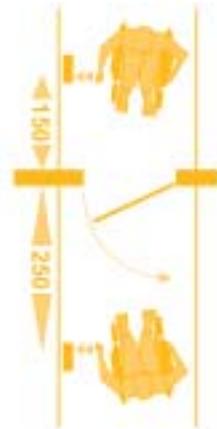
Die Stellen, die Entscheidungen zu treffen haben, sind die Bau- und Wirtschaftsämter. Natürlich versuchen auch die Behindertenbeauftragten mitzureden, sie können aber nur empfehlen und die Fälle weitergeben. Und die Ämter selbst dürfen Aufträge nicht direkt vergeben. Mittlerweile ist eine Liste entstanden, auf der Anbieter wie ich erfasst sind. Trotzdem werden die kompetenten Leute nicht weitergereicht. Ich werde also nicht hinzugezogen, im Gegenteil. Man versucht in Berlin weiter allein zu bauen. Ich denke an die entsprechende Stelle bei der

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, die ja über die ganzen Jahre, in denen ich an diesem Thema arbeite, auch dafür zuständig ist. Zu Movado-Zeiten war eine Zusammenarbeit möglich, heute scheinbar nicht mehr. So entstehen dann die entsprechenden Lösungen: Es werden neue Hotels gebaut in Berlin, die Forderung besagt zehn Prozent barrierefreie Gästezimmer, und es wird nicht umgesetzt. Die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung entscheidet, dass man hier „behindertenfreundliche“ Zimmer baut, die eine Hälfte „freundlich“, die andere rollstuhlgerecht. Ich frage mich, wo kommt der Begriff her, was heißt „behindertenfreundlich“? Für mich ist das ein willkürlicher Begriff. Nirgends gibt es eine Definition. Bezeichnet „freundlich“ ein Bad mit Wanne oder mit einem niedrigeren WC oder angepassten Armaturen oder heißt es, dass man freundlich empfangen wird? Das alles ist für mich nicht nachvollziehbar, aber es geht immer mehr in diese „Kompromiss“-Richtung.

Wenn ein Gaststätteninhaber eine Behindertentoilette einbauen soll, sieht man immer nur die Seite des Betreibers. Man sieht aber nie, dass durch den Umbau auch andere Menschen in Arbeit kommen. Das finde ich immer nicht so ganz rund. Man müsste mal genauer hinschauen, um eben auch diese Wirtschaftsaspekte erkennen zu können.

Wird sich das Bewusstsein in absehbarer Zeit ändern? Die Gesellschaft wird immer älter.

Der Druck wird steigen, die Frage ist aber, wie lang wird es noch dauern, wie lange kann man sich dem entgegenstellen? Oder kann man weiterhin Unwissenheit verbreiten und diese auch noch weiterhin umsetzen? Eine Klientel, von der ich angefragt werde, sind zum Beispiel Architekturbüros, die Projekte bearbeiten, die barrierefrei zu realisieren sind. Das sind Architekten, die lieber etwas von ihrem Geld abgeben, dafür diesen Bereich aber ordentlich planen lassen und zugeben, „Ich weiß das nicht, ich habe das nie gelehrt bekommen, ich weiß darüber



nicht bescheid, ich suche mir jemanden, der es besser weiß, und den nehme ich mit ins Projekt.“ Das ist schon eine wichtige Gruppe, und die kommen dann auch immer wieder. Es ist nicht so, dass man an einem Projekt nun alle Wissenslücken schließen könnte, es ist immer wieder neu.

Die Gesetze sind eigentlich sehr gut. Berlin war ziemlich schnell und Vorreiter, und trotzdem ist vieles nicht umgesetzt worden. Das ist das Problem. Ich treffe oft auf viel Unwissenheit. In vielen Köpfen ist nicht angekommen, was hier passieren muss und warum. Von einem Paradigmenwechseln kann momentan keine Rede sein. Zumindest wird endlich darüber gesprochen, Barrierefreiheit mit in die Lehre an Universitäten und Hochschulen aufzunehmen. Ich denke dabei an Professor Philippen (Experte für BB), der nun leider verstorben ist. Er hat dreißig Jahre in Deutschland dafür gekämpft, dass barrierefreies Bauen ins Architekturstudium mitaufgenommen wird, und zwar als Prüfungsfach, damit auch ein Druck dahinter steht. Er hat es nicht geschafft in diesen dreißig Jahren. Es ist schon allerhand Ignoranz vorhanden, die man überwinden muss, um etwas zu schaffen.

Ist uneingeschränkte Barrierefreiheit eine Utopie?

Es ist eine Utopie, überlegen Sie mal: Wenn wir jetzt von echter Barrierefreiheit sprechen, müsste jede öffentliche Toilette mit einem höhenverstellbaren WC ausgestattet werden. Da sieht man die Grenzen, auch die Kostengrenzen. Barrierefreiheit immer und grundsätzlich und an jeder Stelle ist oft schwer umzusetzen. Aber es sollte jeder Mensch frei entscheiden können, ob er ein Gebäude betreten, berollen und zweckentsprechend nutzen möchte oder nicht – ohne dass ihm die baulichen Barrieren diese Entscheidung von vornherein abnehmen.

www.barrierefreiplanen.de

Sean Bussenius

Arbeitsgruppe Barrierefrei – Teil Bauen – bei der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung

Die Arbeitsgruppe Barrierefrei – Bauen und Verkehr gründete sich Mitte 2002. Der Teil Bauen ging hervor aus der ehemaligen Bau-AG, welche ab 1997 bei der Senatsverwaltung für Soziales angesiedelt war und unter Leitung von Herrn Dr. Schneider stand. Diese AG gründete sich aus der damals bestehenden Leitlinienkommission zum Ausbau Berlins als behindertengerechte Stadt. Basierend auf einem 40-Maßnahmen-Katalog, welcher Maßnahmen zum behindertengerechten Verkehr und Bauen beinhaltete, konnten die Leitlinien entwickelt und mittels noch heute gültigem Senatsbeschluss verabschiedet werden.

Ziele der heutigen AG liegen in der gemeinsamen Arbeit zur Weiterentwicklung Berlins als barrierefreie Stadt. Dem sollen allgemeingültige Anforderungen zu Grunde gelegt werden, die zwischen den Betroffenenvertretungen, der Senatsverwaltung und anderen Beteiligten erarbeitet werden. Besondere Aufmerksamkeit richtet sich dabei auf Großprojekte der Stadt sowie auf aktuelle baurechtliche Veränderungen.

In der Arbeitsgruppe werden Projekte hinsichtlich ihrer Barrierefreiheit diskutiert. Bei Erfordernis werden Vorschläge zur deren Verbesserung gemeinsam erarbeitet und den jeweils Verantwortlichen unterbreitet. Auch werden bestehende Missstände bekannt gegeben und deren Beseitigung gefordert. Eingereicht werden die Themen von den Mitgliedern der AG. Geschäftsstelle und Vorsitz der AG sind bei der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung angesiedelt. Auch die fachlich inhaltliche Leitung obliegt dieser Verwaltung (Referat VI A).

Die AG setzt sich zusammen aus den Vertretern verschiedener Behinderungsarten wie Sinnes (Seh- und Hörbehinderte) und Mobilitätsbehinderten (u. a. Roll-

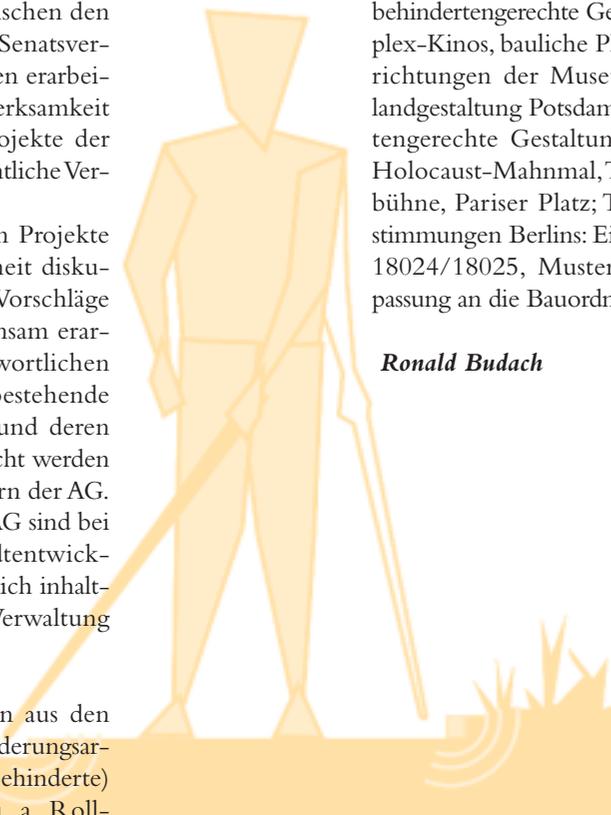
stuhlfahrer), dem Landesbeauftragten für Behinderte und dessen Büroleiter, Vertretern der Bezirksbehindertenbeauftragten, einem Vertreterin der Senatsverwaltung für Soziales, dem Vorsitzenden der LAGH und natürlich den Vertretern der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung. Je nach Thema werden entsprechende Fachleute, wie Mitarbeiter der Fachbereiche der Sen.Verw. Stadtentwicklung, Projektanten, Betreiber u. a. dazu geladen.

Die AG tagt im Durchschnitt alle zwei Monate. Zu bestimmten Schwerpunkten werden zusätzlich Untergruppen gebildet sowie Ortsbegehungen durchgeführt.

Nachstehend eine kleine Auswahl von in den vergangenen Jahren behandelten Themen:

Erarbeitung Anforderungskatalog für die behindertengerechte Gestaltung von Multiplex-Kinos, bauliche Planung für die Einrichtungen der Museumsinsel, Straßengestaltung Potsdamer Platz, behindertengerechte Gestaltung Olympiastation, Holocaust-Mahnmal, Tempodrom, Waldbühne, Pariser Platz; Technische Baubestimmungen Berlins: Einführung der DIN 18024/18025, Musterbauordnung (Anpassung an die Bauordnung Berlins) u.v.m.

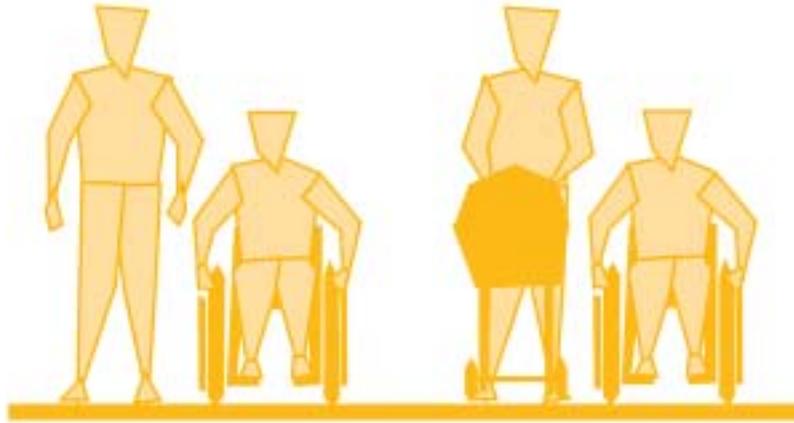
Ronald Budach



Mit der Zielgruppe am Planungstisch

Michael Schmidt, Baumanagement der Fürst Donnersmarck-Stiftung, zur Entwicklung des barrierefreien Reisemarktes

Bucht man für seinen Urlaub ein Hotel, mag man vor Ort keine Überraschungen. Für Menschen mit Behinderung ist die Gewissheit, dass gebuchte Feriendomizile auch ihren Mindestanforderungen genügen, die Voraussetzung überhaupt eine Reise antreten zu können. Michael Schmidt, Abteilungsleiter des Baumanagements der Fürst Donnersmarck-Stiftung, kümmert sich seit Jahren um die Umsetzung von touristischen Angeboten, die nicht einen Mindestkompromiss anpeilen, sondern Betroffenen Erholung in einer exklusiven barrierefreien Umgebung garantieren. Mit dem Gästehaus Bad Bevensen, Haus Rheinsberg, Hotel am See und dem gerade entstehenden Apartmenthaus besitzt die Stiftung drei Objekte mit Signalwirkung für den sich stark umorientierenden Tourismusmarkt: „Es ist ganz eindeutig, nicht nur gemeinnützige Organisationen, sondern mit ganz starker Tendenz private Interessenten sehen die Marktlücke von Reisen für Menschen mit Behinderung. Dementsprechend gibt es fast monatlich Anfragen bei uns, wie wir unser Konzept umgesetzt haben, warum wir es so gemacht haben. Consulting zum Thema barrierefreie Reisedomizile, Ferienhäuser, Hotels oder Gästeanlagen ist ein Geschäftsfeld der FDST und der Haus Rheinsberg gGmbH geworden. Die Tendenz ist auch innerhalb der Tourismusorganisationen ganz eindeutig. Es gibt z. B. eine neue Studie der Bundesregierung, die sich zu den ökonomischen Konsequenzen des Barrierefrei-Tourismus äußert. Die Aussage ist ganz deutlich: Es gibt ein Potential für Reisen von Men-



Michael Schmidt

schen mit Behinderung.“ Die Weitergabe von Know-how war zwar ein von Baubeginn ins Rheinsberg angedachter Schritt, sich selbst zunehmend in der Rolle des gefragten Beraters wiederzufinden, war für Michael Schmidt jedoch überraschend. Den Grund für die vermehrten Anfragen sieht er in dem Planungsvorteil, den die FDST durch die unmittelbare Nähe zu den Personen besitzt, für die gebaut werden soll. „Wir arbeiten permanent mit Menschen, die mit Behinderung unter uns leben, in diesen Planungsprozessen zusammen. Rheinsberg war das allerbeste Beispiel dafür. Wir haben eine Vielzahl an Planungsideen auf den Prüfstand gestellt, und zwar dadurch, dass wir gesagt haben, wir nehmen Gruppen von behinderten Menschen und präsentieren ihnen dieses Projekt.“ Ein Vorgehen, das auch vom Projektleiter ständige Lernbereitschaft verlangt, z. B. bei der Evaluierung einer Schwimmbadplanung in den Einrichtungen: „Am Ende kam heraus, dass unisono alle Beteiligten gesagt haben: ‚Lieber Herr Schmidt, keine gute Planung. Viel zu technisiert, machen Sie es einfacher.‘ Das war ein schmerzlicher Prozess für mich. Ich wollte das damals immer noch nicht glauben und habe mir in Österreich und in ganz Deutschland verschiedene andere Projekte angesehen. Fazit ist, wir haben es so gemacht wie aus

dieser Runde vorgeschlagen, mit dem besten Erfolg.“ Die so gefundenen bedarfsorientierten Lösungen weichen dabei zwangsläufig von den Vorgaben der DIN ab, mit gutem Grund: „Die DIN-Normen 18024 und 18025 sind veraltet. Sie können für uns lediglich Anhaltspunkte bieten. Sie sind ein starrer Handlungsrahmen und damit eigentlich überhaupt nicht mehr zeitgemäß. Sie enthalten aber eine Vielzahl von auch sicher in kommenden DIN-Normen aufzunehmenden Kriterien, z. B. den Bewegungsradius. Daran darf man nicht rütteln. Was sollte man aber tun? Die DIN 18024 schreibt Handläufe in einer Höhe von 85 cm vor. Wir haben sehr gute Erfahrungen damit gemacht, diese Handläufe etwas niedriger anzuordnen. Je nach Bauvorhaben arbeiten wir mit Höhen von 80 bis 85 cm, mit positiven Erfolgen. Ähnlich sieht es mit Lichtschaltern und anderen Bedienelementen aus. Die DIN 18024 schreibt eine Toilettensitzhöhe von 48 cm vor. Wir wissen, aus den Erfahrungen von Bad Bevensen, dass insbesondere ältere Menschen, die nicht nur auf den Rollstuhl angewiesen sind, sondern mit Rollator oder Gehstützen laufen, mit dieser Sitzhöhe Schwierigkeiten haben. Sie reichen mit den Füßen nicht auf den Boden

und haben daher Angst, sie könnten herunterfallen, selbst wenn sie sich an den Griffen festhalten. Deshalb arbeiten wir mit Höhen zwischen 45 und 47 cm. Die Normen sind für uns also nur ein Ansatz, aber wir setzen mit unseren Erfahrungen auf ihnen auf.“

Bei einer barrierefreien Lösungsfindung gilt es neben den Nutzern auch die Kosten im Blick zu behalten, und diese sind für Michael Schmidt entgegen anderer Meinungen immer höher anzusetzen als bei anderen Bauvorhaben. „Es gibt viele Stimmen, die sagen, barrierefreies Bauen sei nicht teuer. Das kann ich nicht bestätigen. Barrierefreies Bauen ist teuer. Entscheidend ist die Zielgruppendefinition, und dies ist eigentlich bei jedem Consulting-Termin der wichtigste Ansatz. Dies bestimmt den Charakter des Hauses, und letztlich auch die Kosten. Barrierefreie Planung ist nicht teuer, aber ihre Umsetzung, besonders die apparativen Systeme wie Toilettengriffe, höhenverstellbare Waschbecken und ähnliches mehr.“

In den Häusern der FDST sind diese entsprechend der Stiftungssatzung primär für Menschen mit Körperbehinderung, insbesondere Rollstuhlfahrer konzipiert, taktile Systeme und blindengerechte Einrichtungen finden sich nur bedingt. Für ihre Zielgruppe jedoch entwickelt sich im Ruppiner Land ein Netzwerk. Mit der Fürst Donnersmarck-Stiftung als „strategischem Partner“ schließen sich andere Reiseanbieter, Busunternehmer und weitere touristische Geschäftsfelder zusammen, die in der Umsetzung der Bedürfnisse reiselustiger Menschen mit Behinderung einen eindeutigen Wettbewerbsvorteil sehen. Eine Entwicklung, die nach der Einschätzung Michael Schmidts auf landespolitischer Ebene noch nicht realisiert wird. „Die Wirtschaft hat die Klientel, die Chancen und auch die Arbeitsplätze, die barrierefreier Tourismus bietet, klar erkannt. Die Politik hat an diesem Thema kein Interesse.“

Sean Bussenius



Kleine Hürden stören nicht

Zu Besuch bei Werner Knobloch,
Preisträger beim Fotowettbewerb
„Berlin durch die Hintertür“

Zur letzten Ausgabe der WIR hatte er uns im Café blisse ausgiebig von seinen unzähligen Freizeitaktivitäten erzählt, per Zufall waren wir übereinander gestolpert. Nur wenige Wochen später sollten wir ihn wieder sehen: Werner Knobloch ist Rollstuhlfahrer und nach eigenen Angaben „schwer zu halten“. Beim Fotowettbewerb „Berlin durch die Hintertür“ hat er es mit seinen Einsendungen bis auf Treppchen geschafft. Sonst endet der Weg immer davor: Sein prämiertes Bild „U-Bahn“ zeigt ihn am Fuße einer langen Treppe, die Menschen schnell hinaufzählen, während er im E-Rollstuhl ihnen nur hinterher schauen kann. Werner Knoblochs Thema sind Barrieren im Alltag, Stufen, Türen, Absätze, die er auf seinen vielen Erkundungsfahrten durch die Stadt zu überwinden hat. Seine Teilnahme an der Preisverleihung scheiterte allerdings an der Technik, die ihm sonst so viel Unabhängigkeit ermöglicht. Kurz vorm Ziel hatte sein E-Rollstuhl eine technische Panne. Grund genug, ihm noch einmal persönlich zu gratulieren und sich dabei einmal umzusehen, wie es mit Hindernissen aussieht, wenn die Tür nach seinen Ausflügen hinter ihm wieder ins Schloss fällt.

Werner Knobloch hat es sich gemütlich gemacht. In Charlottenburg wohnt er im Erdgeschoss in einer Einzimmerwohnung. Was auf den ersten Blick klein anmutet, bietet ihm doch ausreichende Möglichkeiten, um selbstständig sein Leben zu gestalten. „Ich komme hier sehr gut zurecht“, sagt er und verweist darauf,



dass die wirklichen Barrieren, die ihn und seinen Elektrorollstuhl zum Stehen bringen oder Umwege erfordern, alle außerhalb seiner vier Wände warten.

Der Zugang zu seinem Wohnblock ist ebenerdig. Bereits auf den breiten Fluren zeigt sich, hier wurde barrierefrei geplant. Türschwellen gibt es keine, Handläufe und Lichtschalter befinden sich in 85 cm Höhe. In der Wohnung setzt sich dies fort. Ebenerdig betritt man einen geräumigen Hausflur, von dem ein mit Platz und den nötigen Apparaturen bedachtes Duschbad abgeht. Das Wohnzimmer, für bessere Berollbarkeit mit Linoleum versehen, bietet Werner Knobloch mit Leichtigkeit die vorgesehene Bewegungsfläche von mindestens 1,50 Meter mal 1,50 Meter. Auch im größeren Elektrorollstuhl kommt er hier noch zurecht, Hauptsache, die stetig wachsende CD-Sammlung bleibt erreichbar. „Das ist meine große Leidenschaft. Schon als Kind, wenn niemand für mich da war, konnte ich immer in die Musik abtauchen.“

Werner Knoblochs Wohnung gehört zum Angebot der Lebenswege gGmbH,

die das Gebäude unter Einhaltung der DIN-Norm errichtet hat. Auch seine Küche ist in Abmessung und Raumaufteilung normgerecht gestaltet: Kochnische und Spüle sind im 45 Gradwinkel angeordnet, das Mindestmaß an Bewegungsfläche wurde eingehalten, die Arbeitsplatte ist bei einer Höhe von 90 cm mit dem Rollstuhl unterfahrbar. Überall kommt Werner Knobloch trotz vorrangig DIN-gerechter Bauweise aber doch nicht allein heran: „Die oberen Küchenschränke kann ich nicht erreichen. Da brauche ich denn schon Hilfe.“ Die erhält er durch seine Betreuerinnen, die ihn im Zuge des Betreten Einzelwohnens mehrmals wöchentlich besuchen und unterstützen. Mit einer seiner Betreuerinnen führte ihn der Weg auch auf die Messe Reha Care. Dort gab es auch höhenverstellbare Küchenmöbel zu sehen, die eine nützliche Verbesserung für die heimische Kochzeile wären. „Wenn jemand auf dem Amt sagen würde, ‚Klar, diese Schränke kannst du dir einbauen lassen‘, fänd’ ich das schon gut, aber so funktioniert es ja nicht.“

Insgesamt ist Werner Knobloch mit der Ausstattung seiner Wohnung zufrieden, an der er besonders die verkehrsgünstige Lage schätzt. Ganz oben auf seinem Wunschzettel stehen daher keine Einrichtungsgegenstände, sondern nur Dinge, die ihn auf seinen Streifzügen durch die Stadt voranbringen. Für seinen sich noch in der Reparatur befindenden E-Rollstuhl hätte er gern eine mit Stativ fest installierte Kamera, „um Menschen weiterhin die Welt aus unserem Blickwinkel zeigen zu können.“ Sein größter Wunsch wäre es, der erste Rollstuhl-Reporter auf dem Karneval der Kulturen zu werden. „Ich mache viel mit. Das hält mich fit im Kopf, und das muss ich auch sein, allein für den Umgang mit den Behörden“.

Sean Bussenius



Freie Sicht im Stadion

Behinderte Fußballfans dürfen jubeln

Der jahrelange Streit um den behindertengerechten Ausbau des Berliner Olympiastadions hat ein Ende gefunden. Nach einem Ortstermin im Stadion verpflichtete sich die Bausenatorin Ingeborg Junge-Reyer, bis Ende des Jahres den Rollstuhlfahrern freie Sicht zu verschaffen. Durch den Vergleich setzte sich der Berliner Behindertenverband im Prozess vor dem Berliner Verwaltungsgericht gegen das Land Berlin durch. Die sozialdemokratische Senatorin erfüllte damit die Forderung des Verbandes, der kritisiert hatte, dass es entgegen den Bauvorschriften des Weltfußballverbandes FIFA keine sichtfreien Plätze für Rollstuhlfahrer gab. Jahrelang hatte das Land versäumt, die Vorschläge und Einwände der Behinderten anzuhören – und die Vertreter der Senatsbauverwaltung stets behauptet, dass es kein Sichtproblem gebe.

Tatsächlich konnten Menschen im Rollstuhl kaum etwas vom Spiel erkennen, weil die Sicht durch die vor den Rollstuhlplätzen stehenden Fans versperrt war. Die jetzt gefundene Lösung sieht vor, dass sie künftig mit Hilfe von stationären Podesten die Sportereignisse verfolgen können. Das Land Berlin verpflichtete sich zudem, die Treppenstufen für Sehbehinderte zu markieren und Geländer für Gehbehinderte einzubauen. Außerdem ist ein behindertenfreundliches Ticketing-System geplant. Über die gravierenden Mängel bei der Stadionsanierung hatten die kobinet-Nachrichten mehrfach berichtet. Auch das Fernseh-Magazin Kontraste hatte in einem Beitrag anschaulich erläutert, dass in dem aufwändig sanierten Stadion behinderte Zuschauer auf den ihnen zugewiesenen Plätzen nichts sehen können. Illustriert wurde dies durch ein Interview mit Horst Lemke, stellvertretender Vorsitzender des Berliner Behindertenverbandes und Sprecher des Fan-



Clubs „Hertha-Rollis“, aus dessen Perspektive ein Team des Rundfunks Berlin-Brandenburg in der Arena gefilmt hatte.

Zufrieden zeigte sich die Anwältin des Behindertenverbandes, Dr. Bettina Theben, mit dem Ausgang des Rechtsstreits: „Der Prozess war für die Gleichstellung Behinderter von großer Bedeutung. Wir konnten erreichen, dass behinderte Besucher das Stadion jetzt so wie nicht behinderte Gäste nutzen können.“ Der Prozess habe vor allem gezeigt, dass „das Verbandsklagerecht ein wirksames Mittel ist, um die Rechte der Behinderten einzuklagen“. Während früher nur geschädigte Einzelpersonen klagen konnten, ermöglicht das 2002 in Kraft getretene Landesgleichbehandlungsgesetz auch Behindertenverbänden, für ihre Anliegen einzutreten.

Dass es auch anders geht, zeigt das Beispiel der neuen Allianz-Arena in München, das zu einem Meilenstein bei der Integration behinderter Fußballfans werden soll. Dort waren bereits im Frühjahr 2002, also noch vor Baubeginn, Behinderte und Verantwortliche mit dem Ziel angetreten, ein optimales Stadion auch für behinderte Menschen zu schaffen. Unter den 66.000 Plätzen im WM-Stadion werden 200 für Rollstuhlfahrer eingerichtet – und weitere für deren Begleiter. „Die Behinderten waren von der ersten Phase der Planung an beteiligt“, so der Geschäftsführer der Allianz Arena München Stadion GmbH, und auch Dieter Richthammer vom Rollstuhlfahrerfanclub des FC Bayern München war nach einem Test auf der Baustelle begeistert: „Hier wird gezeigt, was für Behinderte möglich ist. So etwas gab es bisher noch nicht.“

Davon können Hertha-Rolli Horst Lemke und seine Mitstreiter nur träumen. Sie hatten vor Beginn und während der aufwendigen Sanierung des Berliner Olympiastadions immer wieder vergeblich ihren Rat angeboten. Dabei sei es laut Dr. Theben immer positiv, wenn behinderte Menschen in die Planung und Bauausführung einbezogen werden. Das beispielhafte Vorgehen in München kommentierte die Rechtsanwältin sachlich: „Rechtzeitige Einbeziehung der Betroffenen spart eben Kosten.“ Auch Horst Lemke sieht das so: „Das Land Berlin hätte eine behindertengerechte Lösung wesentlich billiger haben können, wenn es die Podeste gleich bei der Stadionsanierung eingebaut hätte.“

Thomas Schneider



Mit dem Rollstuhl unter dem Alex

U-Bahnsteige Rollstuhlgänglich

Auf den größten Umsteigepunkt des Berliner Personennahverkehrs, dem Alexanderplatz, sind nun auch alle vier U-Bahnsteige mit dem Rollstuhl erreichbar. Nun sind für uns Rollstuhlfahrern auf diesem Platz nicht nur die fünf S-Bahnlinien, sondern auch alle drei U-Bahnlinien nutzbar. Auch der größte Teil der auf dem Alex verkehrenden Busse sind rollstuhlgerecht.

Am 18. Oktober 2004, 10 Uhr, war es soweit. Nach einer Bauzeit von 15 Monaten wurden drei von vier der vorgesehenen Aufzüge bei Anwesenheit der Sozialsenatorin Berlins, Frau Knake-Werner, und des Direktors der BVG, Herrn Till Necker, in Betrieb genommen. Auch viele Rollstuhlfahrer ließen es sich nicht nehmen, an der feierlichen Inbetriebnahme der Aufzüge teilzunehmen und ihrer Freude Ausdruck zu geben.

Foto: Joachim Donath



Standorte der Aufzüge und zu erreichende Linien:

Ein Aufzug befindet sich im Bereich der Straßenbahnhaltestelle Alexanderplatz. Man erreicht über diesen den Bahnsteig der U 2 (Pankow-Ruhleben über Zoologischer Garten) und den Abfahrtsbahnsteig der U 5 (Alexanderplatz – Hönow über Lichtenberg).

Ein zweiter Aufzug befindet sich zwischen Berolinahaus und der Ostseite des S-Bahnhofes. Über diesen erreicht man den Bahnsteig der U 8 (Hermannstraße – Wittenau über Gesundbrunnen) und den Ankunftsbahnhof der U 5 sowie über einen Halt im Zwischengeschoss den Abfahrtsbahnsteig der U 5.

Der dritte Aufzug stellt die vorgenannte Verbindung zwischen dem Zwischengeschoss und dem Abfahrtsbahnsteig der U 5 dar.

Ein vierter Aufzug, der erst Anfang 2005 in Betrieb gehen wird, stellt die Verbindung zwischen dem Ankunftsbahnsteig der U 5 und dem Bahnsteig der U 2 her.



Der Einbau der Aufzüge erfolgte im Rahmen der Grundinstandsetzung dieses denkmalgeschützten U-Bahnhofes. Die Kosten für die gesamte Grundinstandsetzung werden 30 Millionen Euro betragen, davon zehn Millionen für den barrierefreien Ausbau einschl. des Einbaus einer Blindenleiteinrichtung und der barrierefreien Anpassung der Bahnsteigkanten. Der Einbau der Aufzüge wird sechs Millionen Euro kosten. Die jährlichen Betriebs- und Reparaturkosten werden ca. 9.000 Euro pro Aufzug betragen. Die Gesamtgrundinstandsetzung des U-Bahnhofes Alexanderplatz wird im Jahre 2007 abgeschlossen werden.

Mit den jetzt in Betrieb genommenen Aufzügen sind nunmehr 50 von 170 Berliner U-Bahnhöfen für Rollstuhlfahrer nutzbar. Und das U-Bahn Aufzugsbauprogramm geht weiter. So erfolgt noch in diesem Jahr der Einbau auf den Bahnhöfen

Amrumer Straße (U9, Nähe Virchow-Krankenhaus) und Frankfurter Allee (U 5). 2005 werden die Bahnhöfe Theodor-Heuss-Platz, Kleistpark und Wilmersdorfer Straße mit Aufzügen versehen.

Bedauerlicherweise werden keine neue Fahrtreppen mehr auf U-Bahnhöfen gebaut, wodurch die Aufzüge mehr genutzt und zwangsläufig aber auch einem größeren Verschleiß unterliegen. Es ist nur zu hoffen, dass die BVG erforderliche Reparaturen in kürzester Frist ausführen lässt und uns Rollstuhlfahrern nicht allzu lange das rote „Gestört“ Signal entgegenleuchtet.

Persönlich verbindet mich mit dem U-Bahnhof Alexanderplatz auch einiges. So kreuzte ich diesen in den 50er Jahren mehrmals die Woche, um meine Kinomeile am Gesundbrunnen zu erreichen, 1961 konnte ich fast zu sehen, wie im Zwischengeschoss des U-Bahnhofes der Zugang zum Bahnsteig der U 8 zugemauert wurde und man die U-Bahnzüge nur noch „Transit“ durchfahren hörte. Von 1961 bis 1970 stieg ich auf meinem täglichen Weg zur Arbeit vom Strausberger Platz zum Hausvogteiplatz hier um (zu dieser Zeit konnte ich noch die Treppen hoch und runter flitzen und mich in proppevolle Züge drängeln). Danach dachte ich nicht mehr daran, den Alex noch jemals von unten zu sehen und dort umzusteigen. Aber man soll niemals nie sagen. Dank der BVG und der Stadt Berlin und nicht zu vergessen, den Initiativen der Behinderten, die sich für mehr Mobilität in Berlin ständig einsetzen, konnte ich an diesem Tage die Aufzüge einweihen und meine Flexibilität bei der Benutzung der Berliner Verkehrsmittel weiter steigern.

Ronald Budach



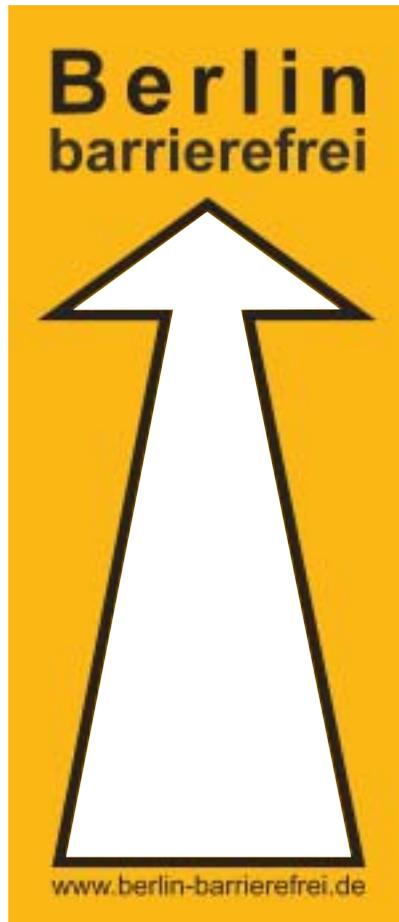
Ausgezeichnet

Die Aktion „Berlin barrierefrei“ als Gütesiegel für barrierefreie Einrichtungen

Ein kleines Schild, ein weißer Pfeil auf hellgelbem Grund: Wo es zu finden ist, soll Menschen mit Behinderung bereits an der Tür symbolisiert werden: „Hier geht's lang, diese Räume sind barrierefrei.“

Die Aktion „Berlin barrierefrei“ ist eine Initiative des Landesbeauftragten für Menschen mit Behinderungen, Martin Marquard, in Zusammenarbeit mit der Senatorin für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz, Frau Dr. Heidi Knake-Werner. Gemeinsam brachten sie am 01. September 2004 feierlich am Eingang des Kulturkaufhauses Dussmann in Berlin-Mitte das erste Signet an. Es ist das erste von Senat, Wirtschaft und Betroffenen abgestimmte quasi Gütesiegel für barrierefreie Einrichtungen.

Die Aktion stellt Menschen mit Behinderung Informationen zu bereits barrierefrei gestalteten Einrichtungen zur Verfügung. Sie zielt vor allem aber auch auf den Einzelhandel und die Betreiber von Gaststätten, Hotels etc. Der Erwerb der Plakette soll Werbung und Qualitätsmerkmal des eigenen Angebots sein und so neue Kundenkreise erschließen. Nach Auffassung von Martin Marquard werde Barrierefreiheit mit den damit verbundenen Umbauten immer noch als wirtschaftsfeindliche Forderung missverstanden. Viele Unternehmen hätten dabei längst Menschen mit Behinderung als potentielle Käuferschicht erkannt. Anbieter, deren Angebot noch nicht zugänglich ist, sollen über die Aktion Anreize zur Umgestal-



tung ihrer Räumlichkeiten geboten werden, als klare Investition in die Zukunft und für neue Klienten. Mit „Berlin barrierefrei“ möchte Marquard vor allem aber ein positives Zeichen setzen. Ein Symbol für alle Errungenschaften der letzten 15 Jahre, an möglichst vielen Türen, unübersehbar im Stadtbild.

Das Prädikat „barrierefrei“ ist dabei nicht unumstritten. Der lang verhandelte Katalog der Grundkriterien, entstanden in Abstimmung mit Vertretern der Berliner Wirtschaftsverbände wie Industrie- und Handelskammer, Handwerkskammer, Architektenkammer, des Gesamtverbandes Einzelhandel, des Hotel- und Gaststättengewerbes sowie der Tourismusbranche, zielt nicht auf „die perfekte Lösung“, so Marquard gegenüber kobinet-Nachrichten: „Wir ließen uns eher von der Frage leiten: Wird jemand alternativlos ausgeschlossen oder nicht?“ Während die ersten

Betroffenen Kritik äußern und bei der Vergabe mehr Vor-Ort-Recherche fordern, werden unter der Regie der Behindertenbeauftragten und -beiräte in unterschiedlichen Berliner Bezirken weitere Signets vergeben.

Die Entwicklung der Aktion sowie die Vergabekriterien können unter www.berlin-barrierefrei.de eingesehen werden.

Sean Bussenius

Auf zu neuen Ufern

Ein Forschungsprojekt untersucht die Barrierefreiheit von Wanderwegen

Oliver Paul war in der letzten Zeit viel unterwegs in Berlin und Umgebung. Seit 2003 ist der Landschaftsplaner am Kompetenzzentrum Barrierefreies Planen und Bauen der Technischen Universität Berlin mit dem Projekt „Barrierefreier Wanderweg an Müggelsee und Müggelspree“ beschäftigt, das von der Fürst Donnersmarck-Stiftung unterstützt wird. Dafür hat er Beispiele anderer barrierefreier Wanderwege gesichtet und gesammelt, um Maßnahmen bei ähnlichen Vorhaben an anderen Seen und deren Ufern aufzuzeigen und zu vergleichen. Im Dezember wird Paul die Ergebnisse seiner Untersuchungen auch in Bad Bevensen präsentieren, wo ein Waldstück behindertengerecht gestaltet werden soll.

Doch so weit ist man in Berlin-Köpenick zur Zeit noch nicht. In den Arbeitsgruppen sei man zwar schon recht weit fortgeschritten, so Paul. Die weitere Planung drohe momentan aber an den langsam mahelnden Mühlen der Behörden zu scheitern. Immerhin soll sich im nächsten halben Jahr die Bezirksverordnetenversammlung des Themas annehmen.

Dabei gilt das Gebiet um den Müggelsee und an der Müggelspree als touristisch unattraktiv und für die Naherholung weitgehend unerschlossen. Zu den grundlegenden Mängeln gehört, dass viele Bereiche des Müggelseeufer nicht öffentlich zugänglich sind. Nach Meinung des Kompetenzzentrums sind dringend Maßnahmen erforderlich, die den Bürgern ortsnahe Erholung ermöglichen, da sonst auch noch die wenigen bestehenden Angebote von unternehmerischer Seite zum Scheitern verurteilt sind.

Das Projekt will den Fokus darauf lenken, dass jede geplante Maßnahme gleich-

zeitig als barrierefreie Planung stattfinden könnte, die allen dient: Menschen mit und ohne Behinderung, Jungen und Alten oder Familien mit kleinen Kindern. Auf dem Weg dahin sollten zunächst die baulich-planerische und soziale Struktur des Bezirkes sowie die vorherrschenden Tourismusströme, die Erschließung und die Verkehrsanbindung des Gebietes analysiert werden sowie auch Zustand, Nutzung und Eigentumsverhältnisse der konkreten Teilbereiche des Ufers, ebenso die historische Entwicklung des Gebietes. Schließlich werden Zukunftsentwürfe, Bedürfnisse und Absichten von Bürgern erfasst sowie Problemzonen im Gebiet benannt.

Beim Vergleich mit anderen Vorhaben gilt das vorrangige Interesse der Frage, inwieweit barrierefreie Planungen beachtet wurden oder überhaupt möglich waren. Hier ist Oliver Paul dabei, sich umfassend zu informieren und Planungsideen zu barrierefreien Wanderwegen, Treppenliften und Naturerlebnispfaden zu sammeln und zu archivieren. Welche Planungsideen in dem Köpenicker Gebiet dann konkret umgesetzt werden können, muss natürlich genauso überprüft werden wie die Finanzierung – daher kümmert sich Paul zur Zeit auch um Fördermöglichkeiten sowie um Wettbewerbe oder ähnliche Verfahren, die bei Planung und Umsetzung umgesetzt werden könnten.

Ziel des Projektes ist die Schaffung eines barrierefreien Uferwanderweges am Nordufer des Müggelsees, wobei die Planung an Fachleute vergeben werden soll. Die Erfahrungen und Informationen sollen auch auf ähnliche Projekte übertragbar sein. Einen Idealfall, der als Vorbild für das Gebiet dienen könnte, kennt Oliver Paul freilich nicht. Zwar hätten beispielsweise Landesgartenschauen gut ausgestattete Wege, doch handele es sich dabei um vom Bund finanzierte Anlagen. Insofern ist er mit seinem Projekt ein Pionier auf dem Weg zu neuen Ufern.

Thomas Schneider



798

Linktipps zum Thema

Bericht der Bundesregierung über die Lage der behinderten Menschen

Gerade erschienen ist der Bericht der Bundesregierung über die „Lage der behinderten Menschen und die Entwicklung ihrer Teilhabe“. Zwei Kapitel widmen sich dem Thema Mobilität und dabei auch barrierefreiem Bauen.

www.bmgs.bund.de/deu/gra/publikationen/p_6.cfm

„Barrierefreies Bauen in Hannover“

Eine Broschüre nicht nur für Fachleute mit allgemeinen Hintergrundinformationen und Praxisbeispielen. Zu beziehen ist sie über die Behindertenbeauftragte der Stadt Hannover, Andrea Hammann (Tel (0511) 168-46940) oder per Download:

www.hannover.de/deutsch/buerger/lhh/lhh_publ/publik_b.htm

Baumodelle der Altenhilfe und der Behindertenhilfe

Eine Informations-Datenbank zu Baumodellprojekten der Altenhilfe und der Behindertenhilfe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend:

www.baumodelle-bmfsfj.de

Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungsanpassung

Der „Verein zur Förderung selbständigen Wohnens älterer und behinderter Menschen“ bietet viele Informationen zum Thema und vernetzt bundesweit Beratungsstellen, die im Adressenteil für jedes Bundesland aufgelistet sind.

www.wohnungsanpassung.de

Barrierefrei bauen mit nullbarriere.de

Tipps und Hinweise zum Thema „Alten- und behindertengerechter Wohnraum für ein selbständiges Leben zu Hause“:

www.nullbarriere.de

Checkliste für barrierefreies Bauen

Der Arbeitskreis der BehindertenkoordinatorInnen Nordrhein-Westfalen hat eine Checkliste für barrierefreies Bauen erarbeitet und in mehreren Städten herausgegeben. Die Fassung der Stadt Münster steht zum Download bereit:

http://komm.muenster.de/komm/pdf/broschuere_barrierefreies_bauen.pdf

Barrierefrei Bauen und Wohnen

Das Barrierefrei-Portal der Firma HEWI versteht sich als aktueller Online-Ratgeber rund um das Thema Barrierefreies Bauen und Wohnen:

www.barrierefrei-portal.de/

Forsthaus Eichhorst – Zentrum für barrierefreies Planen und Bauen

Das Zentrum will barrierefreies Planen und Bauen als neue Zielrichtung in der Architektur darstellen, um dem Thema einen angemessenen Stellenwert einzuräumen.

www.forsthaus-eichhorst.de

Forschungsinstitut Technologie-Behindertenhilfe (FTB)

Das Institut möchte ältere und behinderte Bürger kostenlos zu den Themen technische Hilfen, Wohnen und Soziales beraten und unterhält ein Testzentrum, wo eine Versuchs- und Demonstrationswohnung erprobt und besichtigt werden kann:

www.ftb-net.de/intro/wohnung.html



Krankenfahrten mit der EranuS-Mobilitätszentrale

Nachdem seit Mai 2004 der Telebus für mobilitätseingeschränkte Bürger Berlins keine Krankenfahrten mehr durchführt, werden derartige Fahrten durch die neu gegründete EranuS-Mobilitätszentrale übernommen. Diese Mobilitätszentrale wird im Auftrage des BZA von der Lazarus Hilfe Berlin-Brandenburg e.V. ausgeführt. EranuS wird von Herrn Herbst geleitet und beschäftigt zwölf Mitarbeiter, die in der Bestellannahme, Disposition, Service und Abrechnung beschäftigt sind. Da diese Leistungen nicht subventioniert werden, erfolgt die Übernahme und Durchführung von Mobilitätsleistungen durch EranuS unter dem Vorbehalt der Kostenübernahme durch den Besteller. Falls die Krankenkasse oder andere Träger die Kosten übernehmen, sind nur die gesetzlich geregelten Zuzahlungen zu leisten. Bei Nachweis der Zuzahlungsbefreiung entfällt die Zuzahlung. Aufgrund dieser Regelung ist keine Telebusberechtigung notwendig.

EranuS führt Fahrten durch zur ambulanten und stationären Behandlung, Dialyse, Therapie und Rehabilitation.

Das Leistungsangebot von EranuS beinhaltet von Tür-zu-Tür-Service einschließlich erforderlicher Treppenhilfe sowie kleine Assistenzleistungen vor, während und nach der Fahrt. Die Fahrten werden durch von EranuS bei Subunternehmern angemietete Fahrzeuge realisiert. Es sind 50 Spezialfahrzeuge (BTW) im Einsatz, die auch Rollstuhlfahrer (ebenfalls mit Elektrorollstühlen) benutzen können, ohne umgesetzt zu werden, und sechs Pkws für Fahrgäste ohne Rollstuhl bzw. umsetzbare Rollstuhlfahrer. Auch Fahrten im Krankentragestuhl sitzend sind möglich. Die Subunternehmer sind die gleichen wie beim Telebus. Fahrten werden in der Zeit von 6:00 bis 22:00 Uhr und bei besonderem Bedarf auch darüber hinaus ausgeführt. EranuS nimmt die Bestellungen bis

zu einer Stunde vor Fahrbeginn an. Günstig ist natürlich eine Bestellung so früh wie möglich (der Autor bezweifelt, ob das mit der Stunde vorher immer so klappt). Bestellungen können täglich zwischen 6:00 und 20:00 Uhr erfolgen. Da die Auftragsannahme bis 22:00 Uhr besetzt ist, wird als günstigste Bestellzeit die Zeit zwischen 18:00 und 20:00 Uhr genannt. Erforderliche Stornierungen sind bei vorbestellten Fahrten bis 17:00 Uhr des Vortages, ansonsten bis eine Stunde vor dem geplanten Fahrbeginn vorzunehmen.

Jeder Mobilitätssuchende besitzt natürlich die Möglichkeit, für Krankenfahrten auch andere Beförderer wie Krankentransportbetriebe, Taxiunternehmen und weitere Anbieter mit entsprechenden Fahrzeugen zu wählen und dort direkt zu bestellen.

EranuS – Mobilitätszentrale
Bestellhotline:
Telefon 030 / 414 777 0
Fax 030 / 414 777 14
E-Mail zentrale@EranuS-berlin.de
www.eranus-berlin.de

Weitere Informationen sind direkt bei der EranuS-Mobilitätszentrale einzuholen. Das Servicemanagement erreicht man unter 030 / 414 777 22.

Ronald Budach



Persönliches Budget – mehr Selbstbestimmung für Menschen mit Behinderungen?

Was ist ein Persönliches Budget?

Das Persönliche Budget stellt eine neue Form der Leistungsgewährung dar und ist zum 1. Juli 2004 in Kraft getreten.

Bislang werden die Gelder für notwendige Hilfen von Ämtern oder Versicherungen direkt an die Leistungsanbieter, z. B. Pflegedienste oder Heime, gezahlt. Diese Dienste bestimmen dann, wann und wie sie ihre Leistungen erbringen. Behinderte oder pflegebedürftige Menschen haben in der Regel keinen sehr großen Einfluss auf die Gestaltung der Hilfen, von einigen positiven Ausnahmen einmal abgesehen. Diese Situation soll durch die Einführung des Persönlichen Budgets verändert werden.(1)

Das Persönliche Budget ist eine Geldleistung, mit der behinderte Menschen ihre Assistenten oder Pflegekräfte selbst auswählen und bezahlen können. Budgetnehmern wird eine vereinbarte Summe auf ihr Konto überwiesen, womit sie die Unterstützungsleistungen, die sie brauchen, einkaufen und begleichen. Das ermöglicht ihnen, ihren Hilfebedarf eigenverantwortlich zu organisieren. Die konkrete Ausgestaltung der Unterstützung „richtet sich nach den Anweisungen der behinderten Person, die als ExpertIn in eigener Angelegenheit ihre Bedürfnisse am besten kennt.“(2)

Durch das Persönliche Budget können die Hilfen auch weitaus flexibler dem individuellen Bedarf angepasst werden. Wenn zum Beispiel an einem Nachmittag Angehörige zu Besuch kommen, können diese die Unterstützung übernehmen, so dass für diese Zeit kein Assistenzbedarf gegeben ist. Mit diesen frei werdenden Mitteln kann dann ein zusätzlicher Bedarf,

der etwa bei einem längeren Ausflug entsteht, finanziert werden. Das Persönliche Budget eröffnet daher ein stärkeres Maß an Entscheidungsfreiheit und Selbstbestimmung.

Ziel des Persönlichen Budgets ist es, „den Leistungsberechtigten in eigener Verantwortung ein möglichst selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen“, § 17 Abs.2 Sozialgesetzbuch Neuntes Buch (SGB IX).

Wer kann es in Anspruch nehmen?

Das Persönliche Budget können Menschen mit körperlichen, seelischen oder geistigen Behinderungen beantragen, unabhängig davon, ob sie bereits Leistungen erhalten oder erstmalig einen Antrag auf Unterstützung stellen. Sowohl Bewohner einer eigenen Wohnung als auch diejenigen, die in Einrichtungen leben, können das Persönliche Budget in Anspruch nehmen.

Welche Leistungen können als Persönliches Budget gewährt werden?

Für ein Persönliches Budget kommen z.B. in Betracht: Leistungen der Eingliederungshilfe, Hilfe zur Pflege oder Leistungen zur Teilnahme am Arbeitsleben. Die Liste der möglichen Hilfen ist weitaus umfangreicher und kann im Internet unter www.bar-frankfurt.de eingesehen werden. Unter dieser Adresse sind auch sehr informative vorläufige Handlungsempfehlungen mit einem Muster für einen Antrag zum Persönlichen Budget zu finden.

Höhe und Dauer des Persönlichen Budgets

Persönliche Budgets sind so zu bemessen, dass der individuell festgestellte Bedarf gedeckt wird und die erforderliche Beratung und Unterstützung erfolgen kann. Die Höhe des Budgets soll die Kosten der bisher gewährten Leistungen aber nicht überschreiten (Vgl. §17 Abs.3 SGB IX). Da es sich hierbei um eine Soll-Vorschrift handelt, kann in begründeten Fällen davon abgewichen werden. An die Entscheidung, die Hilfe in Form eines Persönlichen Budgets in Anspruch zu nehmen, sind die Antragsteller sechs Monate lang gebunden. Nach einer Kündigung können die Hilfen dann wieder wie zuvor bezogen werden. Derzeitig liegt diese Form der Hilfestellung noch im Ermessen des zuständigen Leistungsträgers. Anders sieht es ab 2008 aus. Von diesem Zeitpunkt an besteht ein Rechtsanspruch auf Ausführung der beantragten Leistungen als Persönliches Budget.

Was ist eine „trägerübergreifende Komplexleistung“?

Beteiligen sich an einem Persönlichen Budget mehrere Leistungsträger, wird dies als „trägerübergreifende Komplexleistung“ bezeichnet. Das bedeutet, dass jemand, der unterschiedliche Leistungen benötigt, nicht wie bisher bei jedem Träger einzeln einen Antrag stellen muss, sondern nur bei einem einzigen. Die Leistungsträger sind nun verpflichtet, sich untereinander abzustimmen und die verschiedenen Hilfen quasi wie aus einer Hand zu erbringen. Damit soll das Verfahren für die Antragsteller erleichtert werden. Es empfiehlt sich, den Antrag bei dem Leistungsträger zu stellen, der den Hauptanteil des Persönlichen Budgets tragen wird.

Budgetverordnung

Die Budgetverordnung regelt das Verfahren für die Gewährung eines Persönlichen Budgets. Sie ist ebenfalls zum 1. Juli 2004 in Kraft getreten.

Zunächst wird der erforderliche Bedarf festgestellt und anschließend in einer Zielvereinbarung Aussagen zu den Förder- und Leistungszielen, den Nachweisen über die Bedarfsdeckung und zur Qualitätssicherung getroffen. Empfehlenswert ist es auch, den Bedarf an Beratung und Unterstützung in die Zielvereinbarung aufzunehmen.

Berliner Modellprojekt

In der Zeit bis zum 31. Dezember 2007 soll diese neue Leistungsform zunächst erprobt werden. In Berlin wurde hierzu im Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg ein Modellprojekt gestartet. Leistungen in Form des Persönlichen Budgets können daneben aber auch in allen anderen Berliner Bezirken beantragt werden.

Auf dem Fachtag „Einstieg in den Durchblick“ am 27. Oktober 2004 wies Frau von Lersner-Wolff von der Senatsverwaltung für Soziales darauf hin, dass das Projekt einen offenen Ansatz ohne Beschränkungen auf bestimmte Personengruppen oder Leistungsarten verfolgt. Auf Wunsch der Bundesländer wird die Bundesregierung außerdem bis „zum 31.12.2006 gesondert über die bis dahin in den Modellregionen gewonnenen Erkenntnisse berichten“ um danach die Frage eines weitergehenden Handlungsbedarfs zu prüfen.“ (3)

(Es scheint so, dass bis Ende 2006 noch Einfluss auf die gesetzliche Ausgestaltung des Persönlichen Budgets genommen werden kann. Deshalb halte ich es für wichtig, diese Erprobungsphase zu nutzen, um Erfahrungen bei der Inanspruchnahme des Persönlichen Budgets zu sammeln; Anm. des Verfassers).

Viele Menschen werden bei der Umsetzung dieser neuen Form der Leistungsgewährung auf zusätzliche Beratung und Unterstützung angewiesen sein. Das wird insbesondere Fragen zur Antragstellung, die Suche nach geeignetem Pflegepersonal sowie arbeitsrechtliche Fragen betreffen. Für eine Budgetassistenz ist gesetzlich bisher kein zusätzlicher Bedarf anerkannt worden. Stattdessen wird von den Budgetnehmern erwartet, dass sie durch sparsames Wirtschaften die Kosten für eine zusätzliche Budgetassistenz aus ihrem individuellen Hilfebedarf mitfinanzieren. Das kann es Menschen mit hohem Beratungsbedarf unnötig schwer machen, sich für diese neue Form der Leistungsgewährung zu entscheiden. Kosten für Beratung und Unterstützung sollten deshalb bei der Bemessung des Persönlichen Budgets als Budgetassistenz berücksichtigt werden, wenn diese Form der Leistungsgewährung nicht nur für einige besonders fitte Menschen gelten soll.

Ausblick: Erfahrungen in Europa

Bereits seit Mitte der 90er Jahre gibt es Persönliche Budgets in verschiedenen europäischen Ländern wie den Niederlanden, Schweden und Großbritannien. In Schweden hat es „dazu geführt, dass fast keine Menschen mit Behinderungen in Heimen leben und dass bei der Ausführung der Assistenz- und Pfl egetätigkeiten Menschen mit Behinderungen die größtmögliche Selbstbestimmung haben“ (4). Sind das nicht erstrebenswerte Ausichten?

Fiede Kranz

Quellen:

(1) Vgl. Brigitte Faber, Persönliches Budget – Ein Überblick, www.weibernetz.de

(2) Uwe Frevert, Vorstandsmitglied der ISL e.V., Persönliche Assistenz,

(3) Vortrag von Frau von Lersner-Wolff, Senatsverwaltung für Soziales, gehalten auf dem Fachtag „Einstieg in den Durchblick“ am 27.10.2004 in Berlin, veranstal-

tet vom Verein für Integrative Angebote VIA e.V. Berlin-Brandenburg und dem Verein für Rehabilitation Behinderter e.V. Die Reha – Wohnen und Freizeit:

Die Dokumentation dieses Fachtages erscheint im Januar 2005 und enthält Beiträge zu SGB II und dem Persönlichen Budget von Annette von Lersner-Wolff, Prof. Dr. Johannes Münder, Monika Meergarten, RA Rolf

Schroedter, Matthias Vernaldi u. a. Informationen unter

www.einstieg-in-den-durchblick.de

(4) Brigitte Faber, a. a. O.

Abschließend sei Interessierten noch der Tagungsbericht „Einstieg in den Durchblick“ vom 8. und 9. Juni 2004 in Berlin empfohlen. Ein sehr guter Überblick über die anstehenden neuen sozialrechtlichen Regelungen für Behindertenhilfe und psychosoziale Versorgung: Nähere Infos unter www.verein-die-reha.de

Wettbewerbsbeitrag „Berlin durch die Hintertür“



Stefan Heymer, „Achtung Blinde!“

Telebus

- Abgesang oder neue Chancen für mehr Mobilität?

Besucht man die Homepage des Telebusses, kann einem schon das Gruseln kommen. Dargestellt wird ein Schreckenszenarium: Quer über die Startseite sind exemplarisch Alltagsszenen aufgelistet. Nach wenigen Sekunden werden die Sätze automatisch durchgestrichen.

Diese Situationen und sie begleitende hilfreiche Assistenzleistungen werden nach Streichung der Telebusse nicht mehr stattfinden, so der Telebus-Berlin.

Zur Telebus-Diskussion gibt es kontroverse Aussagen des Landesbeauftragten für Behinderte, Martin Marquard, der sich zum einen darüber ärgert, dass 95 Prozent

der Telebusberechtigten noch immer den Sonderfahrtendienst in Anspruch nehmen würden, obwohl sie auch den ÖPNV benutzen könnten. Herr Marquard behauptet, viele Telebusberechtigte könnten einen Großteil ihrer Fahrten sehr gut mit dem ÖPNV machen. Sie täten es aber leider nicht, weil sie sich vielleicht nicht trauen oder aber schon einmal schlechte Erfahrungen mit dem ÖPNV gemacht haben. Er sagt aber auch, es werde immer Personen geben, die auf eine begleitete Tür-zu-Tür-Beförderung angewiesen sind und deshalb den öffentlichen Personennahverkehr nicht nutzen können. Auch für den Einsatz einer notwendigen Treppenhilfe oder bei fehlender Barriere-

Wettbewerbsbeitrag „Berlin durch die Hintertür“



Lothar Neumann, „Spaziergang“

freiheit sollte der Telebus nicht ganz gestrichen werden. Darum fordert Herr Marquard alle Nutzer und Nutzerinnen auf, nur die Fahrten mit dem Telebus zu machen, für die es keine Alternative zum ÖPNV gibt. Für ihn sei es ein Akt der Solidarität, den Fahrdienst zu entlasten und für die Berechtigten freizuhalten, die darauf wirklich angewiesen sind.

Auf Grund dieser Aussagen von Herrn Marquard, fragt sich der Berliner Rollstuhlfahrer natürlich, auf welcher Seite steht unser Landesbeauftragter für Behinderte? Oder ist der Spardruck seitens des Senates so groß, dass Herr Marquard Schlimmeres verhindern will?

Darum haben wir uns einmal die finanziellen Notlagen angeschaut: Der Senat hat vor, den Telebusetat von derzeit zwölf Millionen bis zum Jahr 2007 auf sieben Millionen Euro zu kürzen. Gleichzeitig hat der Rechnungshof schon seit längerer Zeit die BZA für zu hohe Personal- und Softwarekosten gerügt. Weiterhin plant der Senat den derzeitigen Telebus aufzulösen und in die BVG zu integrieren. Gleichzeitig sollen immer mehr U- und S-Bahnen behindertengerecht ausgebaut werden. Auch die Busflotte soll dementsprechend erweitert werden. Können wir uns also zwei unabhängige Parallelsysteme leisten? (Die Verfasser dieses Artikels bezweifeln dies und tendieren zur Meinung von Herrn Marquard, dass nur noch Fahrten bestellt werden sollten, die absolut notwendig sind).

Warum aber fahren noch so wenige Betroffene mit dem ÖPNV? Einerseits sind noch nicht alle Bahnhöfe behindertengerecht ausgebaut, andererseits ist die Hilfsbereitschaft des BVG- und S-Bahn-Personals nicht immer gut. Oftmals sind auch Aufzüge defekt, so dass geplante Fahrten ins Wasser fallen.

Man sollte aber auch nicht die Vorteile des ÖPNV vergessen. Zum einen ist das die Freiheit und Unabhängigkeit für den

Benutzer und zum anderen: Die selbständige Benutzung des öffentlichen Nahverkehrs kann die Selbständigkeit und auch das Selbstvertrauen jedes einzelnen Menschen mit Behinderungen fördern.

Abschließend möchten wir bemerken, dass wir nicht alle Für und Wider beachten konnten. Wir würden uns über Rückmeldungen und Ihre Meinung zum Thema sehr freuen.

Uwe Deutsch-Börner, Wolfgang Kröpsch.

Mehr zur aktuellen Diskussion unter www.telebus-berlin.de/aktuell

Wettbewerbsbeitrag „Berlin durch die Hintertür“



Peter Steller „Leben mit allen Sinnen“, Ehrenpreis der Jury

Hilfe bei der schönsten Zeit des Jahres

Zum Umgang mit Reisekostenzuschüssen

Vorausgeschickt sei, es existiert derzeit keine einheitliche Regelung zur Gewährung von Reisekostenzuschüssen. Die Überlegungen gehen jedoch dahin, Reisezuschüsse künftig im Rahmen einer „Nebenkosten-Pauschale“ Bestandteil des Kostensatzes werden zu lassen.

Für die Übergangszeit gibt ein Rundschreiben (Jug. Nr. 13/1999, geändert 2001) Empfehlungen zu einem Berlin-einheitlichen Verfahren. Im Folgenden sind die wesentlichen Punkte zusammengefasst. Es ist jedoch leider so, dass diese Empfehlungen von den einzelnen Bezirksamtern unterschiedlich ausgelegt werden.

Anwendung finden diese Empfehlungen bei allen jungen Menschen (Kinder, Jugendliche und junge Volljährige bis zum Alter von 27 Jahren), denen in Berlin Jugendhilfe (z. B. Betreute Wohnformen) gewährt wird. Einbezogen sind ebenfalls junge Menschen, die Anspruch auf Eingliederungshilfe (§§ 39 ff BSHG) haben, wie beispielsweise vielfach Menschen mit Behinderung.

Aus sozialpädagogischen Gesichtspunkten und Aspekten der Erholung sollten Gruppen- oder Einzelreisen (entsprechend der gegebenen Selbständigkeit) mindestens einmal im Jahr für 14 Tage stattfinden. Die Zuschüsse hierfür setzen sich aus verschiedenen Positionen zusammen.

Jeder teilnehmende junge Mensch erhält einen Sachkostenzuschuss in Höhe von 281,21 Euro zuzüglich 102,26 Euro für die Begleitung, also einen Jahresgesamtbetrag von 383,47 Euro. Dieser Zuschuss muss lediglich vier Wochen vor Beginn der Reise beim zuständigen Kostenträger

beantragt werden. Ein Kostenanteil für die Beköstigung ist von den jeweiligen Einrichtungen beizutragen.

Bei jungen Menschen mit Behinderung können auf Antrag zusätzlich behinderungsbedingte Mehrkosten in Höhe von 746,49 Euro anerkannt werden. Dieser Antrag muss unter Angabe des Mehrkostenbetrages (mit nachvollziehbarer Berechnung) zusammen mit einer ärztlichen Bescheinigung vier Wochen vor Beginn der Reise beim Kostenträger vorliegen.

Sollten die Zuschüsse nicht termingemäß überwiesen werden, können dem Träger alle dadurch entstandenen Kosten in Rechnung gestellt werden.

Unabhängig vom Alter können Menschen mit Schwerbehinderung und Anspruch auf Begleitung bei ihrer Einkommenssteuererklärung die Mehraufwendungen für eine Begleitperson bei einer Urlaubsreise in Abzug bringen.

Christine Busch



Unterwegs

Tagesfahrten und Kurzreisen in 2005

Für das kommende Jahr haben wir ein buntes Programm von insgesamt zehn Tagesfahrten und drei Kurzreisen zusammengestellt, das wir Ihnen kurz vorstellen möchten.

Tagesfahrten

Bei den Tagesfahrten geht es im März los mit einem Ausflug nach Neuzelle. Dort beeindruckt die für Brandenburg einmalige barocke Klosteranlage. Während der Führung in der Stiftskirche erfährt man viel über die außergewöhnliche Innenausstattung des Bauwerks und die Geschichte des Ortes. Beim gemütlichen Mittagessen gibt es die Möglichkeit, das „Neuzeller Klosterbräu“ zu probieren, das nach alter Tradition in der Klosterbrauerei von Neuzelle gebraut wird.

Die nächste Tour im April geht zum Flämingskate. Während man dort fernab vom Autoverkehr auf der feinen Asphaltoberfläche dahin gleitet, kann man die Natur und Landschaft des Baruther Urstromtales genießen.

Ein Besuch im Museumsdorf Glashütte ist für den Mai vorgesehen. Die 1716 gegründete Glasmachersiedlung steht heute als Museumsdorf mit seiner Bausubstanz aus dem 18. und 19. Jahrhundert unter Denkmalschutz. Hier gibt es viel zu sehen und zu erleben, beispielsweise die Schauglasproduktion, eine Glasbläserei, verschiedene Museen und Kunsthandwerke.

Im Juni besichtigen wir den Wörlitzer Park, einen der bedeutendsten Landschaftsparks, der bereits zwischen 1764 und 1800 angelegt wurde, mit seinem klassizistischen Schloss aus dem Jahre 1773.

Wie bereits auf der diesjährigen Kahnfahrt beschlossen, machen wir im kommenden Jahr im Juli eine große Kahnpartie durch den Spreewald. Wir werden acht Stunden durch die romantischen Fließe gestakt werden, aber natürlich zwischendurch anlegen und rasten.

Ebenfalls im Juli wollen wir uns bei einer Fahrt ins Grüne durch Alleen und Felder ein lauschiges Plätzchen suchen, um uns dort ein leckeres Picknick schmecken zu lassen.

Im Rahmen des beliebten Choriner Musiksommers steht im August ein Konzertbesuch im Kloster Chorin auf dem Programm. Das um 1300 entstandene Zisterzienserkloster ist eines der ältesten und schönsten Beispiele norddeutscher Backsteingotik und bietet so eine ganz besondere Konzertatmosphäre.

Im September geht die Fahrt nach Belzig, einem 1000-jährigen Ackerbürgerstädtchen mit seiner Burg Eisenhardt. Dort führt ein barrierefreier Naturerlebnispfad auf einer alten Allee entlang der Burgwiesen zu verschiedenen Stationen, die den Reichtum der Natur erlebbar machen.

Wenn das Wetter in unseren Breiten im Oktober schon etwas kühler wird, fahren wir zu den Tropical Islands. In der weltgrößten freitragenden Halle, in der früher die Werft des Cargolifters untergebracht war, kann man jetzt ein Tropenparadies entdecken.

Auf der letzten Tagestour im kommenden Jahr besuchen wir den Weihnachtsmarkt in Leipzig. Am Nachmittag lauschen wir Motetten und Kantaten in der Thomaskirche.

Wettbewerbsbeitrag „Berlin durch die Hintertür“



Florian Teske, „Der große Durst“

Kurzreisen

Die erste der drei Kurzreisen führt im Mai 2005 nach Holland. Unser barrierefreies Hotel liegt in De Rijp, einem kleinen, alten Städtchen in der Nähe von Amsterdam. Natürlich werden wir Amsterdam zu Land und zu Wasser auf einer Grachtenrundfahrt besichtigen, aber auch die Umgebung erkunden und so zum Beispiel dem Käsemarkt in Alkmaar einen Besuch abstatten.

In den Sommerferien findet eine Radreise entlang Ostsee statt, die eher für jüngere Mitreisende gedacht ist. Mit dem Fahrrad geht es los von Ribnitz-Damgarten über Barth nach Strahlsund. Für die Übernachtungen sind verschiedene Jugendherbergen vorgesehen.

Noch einmal an die Ostsee geht es im September. Wir besuchen das Seebad Zinnowitz auf der Insel Usedom und wohnen dort im strandnah gelegenen Naturfreundehaus. Auf Rundfahrten werden wir die Insel erkunden und dabei beispielsweise die Kaiserbäder mit ihren See-

brücken besuchen, am Achterwasser entlangfahren und in Peenemünde das Museum besichtigen.

Hoffentlich konnten wir Sie ein bisschen neugierig machen und Ihre Reise lust wecken! Die Fahrten finden natürlich in rollstuhlgerechten Fahrzeugen statt und alle Quartiere sind barrierefrei. Bestimmt haben Sie noch Fragen, dann melden Sie sich doch einfach bei uns! Für weitere Informationen oder zur Anmeldung rufen Sie uns an oder kommen Sie vorbei:

Reisebüro der
Fürst Donnersmarck-Stiftung
Blissestr. 12
10713 Berlin
Tel.: 030/ 8211129, Fax: 030/ 8229803,
Mail: reisebuero@fdst.de

Christine Busch

Das Reiseprogramm 2005 auf einen Blick

Tagesfahrten:

Neuzelle:
Mo. 14.03.05, 9.00–18.00 Uhr, Preis: 63,-

Flämingskatte:
Mo. 11.04.05, 9.00–18.00 Uhr, Preis: 42,-

Glashütte:
Do. 26.05.05, 9.00–17.00 Uhr, Preis: 52,-

Wörlitzer Park:
Do. 16.06.05, 9.00–18.00 Uhr, Preis: 52,-

Spreewald:
Mo. 04.07.05, 8.00–20.00 Uhr, Preis: 76,-

Picknick:
Mo. 11.07.05, 10.00–17.00 Uhr, Preis: 36,-

Konzertfahrt Choriner Musiksommer:
Sa. 13.08.05, 12.00–19.30, Preis: 62,-

Das Reiseprogramm für 2005 steht bereit zum Download unter www.fdst.de

Jahreshauptversammlung von LIS e.V.

Pflege und Rehabilitation von Menschen mit schwersten Schädel-Hirnverletzungen“, so lautete das Thema der diesjährigen Jahreshauptversammlung von LIS e.V. Sie fand im Krankenhaus Königin Elisabeth Herzberge zu Berlin statt. Die Jahreshauptversammlung von LIS e.V. ist jedes Mal aufregend. Deswegen habe ich auch noch keine ausgelassen. Zumal es dem Vorsitzenden von LIS e.V. jedes Jahr von Neuem gelingt, die Hauptversammlung des Vereins als einen Höhepunkt zu gestalten. Sein besonderes Rezept liegt in der gekonnten Synthese neuester Erkenntnisse auf dem Gebiet der

Rehabilitation von Schädel-Hirntraumata und der alltäglichen Vereinsarbeit.

Der große Festsaal des Krankenhauses war ab 14:00 Uhr fast bis auf den letzten Platz gefüllt. Weniger von eigentlich Betroffenen, sondern vielmehr von Personen, die Umgang mit Schädel-Hirnverletzten haben, also Ärzte, Therapeuten, Pfleger und Angehörige von Betroffenen. Klar, wenn man solch eine Klientel hat, muss man etwas bieten. Eröffnet wurde der Vortragsreigen von einem Pflegedienstleiter auf der Station für Schwerst-Schädel-Hirnverletzte am Vivantes Klinikum zu Berlin-Spandau, Erich Meyer. Ihm ging es in seinem Beitrag um „Die Pflege im Spannungsfeld zwischen Mitleid und Professionalität“. Der Inhalt des Beitrages war dem Unterschied zwischen Mitleiden und Mitfühlen gewidmet. Zen-

Wettbewerbsbeitrag „Berlin durch die Hintertür“



Klaus Wollenberg, „Mein sitzender Blickwinkel“

trale Frage war: Wie kann die bzw. der Pflegende in diesem Spannungsfeld agieren, ohne sich selbst aufzugeben oder auszubrennen (Burn out)?

Es ging weiter mit einem Beitrag von Sibylle Köhler, dessen Inhalt ganz anderer Natur war. Er beleuchtete die historische Seite der Entwicklung der Krankengymnastik am Thema „Die Arbeit von Elsa Gindler und Frieda Goralewski“. Sibylle Köhler zeigte recht plastisch auf, wie die beiden Pioniere der Körpertherapie, ohne ein wissenschaftliches Institut zu gründen, ganze Arbeit geleistet und damit vielen Menschen geholfen haben. Der darauf folgende Beitrag wurde von Karla Strohmeyer gehalten. Sie ist Bobath-Instruktorin und Leiterin der Therapiebereiche an der Neurologischen Rehabilitationsklinik in Beelitz-Heilstätten. Sie sprach über „Das Bobath-Konzept – eine Behandlungsmöglichkeit bei hirngeschädigten Patienten“. Die Kernaussage dieses Beitrages lautete: Das Bobath-Konzept ist eine funktionelle alltagsbezogene Therapie, die interdisziplinär durchgeführt wird. Zum einen ging es um die Entwicklung des Konzepts und andererseits um Prinzipien der Behandlung. Moment mal, jetzt weiß ich, woher ich diese kleine, recht energische Frau kenne: Dazu muss ich neun Jahre in meiner Krankengeschichte zurückgehen. Ich war damals für acht Tage ihr Patient zwecks einer Lehrunterweisung für Krankengymnasten. Die Frau hat es innerhalb dieser sage und schreibe acht Tage fertig gebracht, dass ich damals, als an Laufen noch nicht einmal zu denken war, im Barren einmal hin und wieder zurück „stolziert“ bin. Was doch neue Erkenntnisse alles bewirken können, wenn sie erst einmal breitenwirksam geworden sind. Die acht Tage waren für meine Begriffe viel zu schnell vorbei.

Es folgte eine Einführung in die Forced-used-Theorie von Dr. Kunckel, Vivantes-Klinikum, weiterhin wurde das Projekt „Mobilisationsassistent“ vorgestellt, das der Verein LIS e.V. entwickelt hat. Dazu referierten Christine Kühn und Marlene

Adamy. Das Projekt stützt sich auf Erfahrungsberichte von Betroffenen und auf neuere Forschungsergebnisse. Es ist in der Früh-Reha für Schwerst-Hirn- und Schädelverletzte beim Vivantes Krankenhaus in Spandau angesiedelt. Ziel des Ganzen: Zu den in der Früh-Reha durchgeführten regulären Therapien werden zusätzlich Therapieeinheiten mehrmals am Tage angefügt und intensiv wiederholt, um die Wahrnehmung, die Motorik, die kognitiven Fähigkeiten und die Kommunikation zu verbessern. Das übergeordnete Ziel aller Therapiemaßnahmen bleibt nach wie vor, die selbstbestimmte Lebensführung zurück zu gewinnen.

Den Abschluss des öffentlichen Teils der Jahreshauptversammlung bildete das Referat von Christel Eickhof zum Thema „Was kann man tun, um die Rückbildung einer Lähmung zu fördern?“ Christel Eickhof ist Krankengymnastin in der Forschungsgruppe Armmotorik. Sie hat im Rahmen ihrer Forschungsarbeit schon eine Reihe von Publikationen veröffentlicht. Auch ich war zwei Jahre lang ihr Forschungspatient. Kurzum: Sie ist die Frau, die mich mit Systematisch Repetitivem Basistraining von den fast Lebensunfähigen zu den zufriedenen Lebensfähigen zurückgeholt hat. Ihr Credo: Das Zentralnervensystem ist nach einer Schädigung zu einer Reparatur fähig. Es nutzt für seine Umstrukturierung die Mechanismen von Lernvorgängen. Wiedererlernt werden aber nur solche Vorgänge, die sehr, sehr oft wiederholt werden und bei denen das Ergebnis der Bewegungsplanung mit der Vorstellung über das Ergebnis der Bewegung übereinstimmt. Leider war mein Telebus schneller vor Ort als das Ende der Veranstaltung geplant war. LIS e.V. hatte seinen eigenen Zeitplan hoffnungslos überzogen. Das aber spricht für die Qualität der Vorträge, denn ein Vortrag, der keine Fragen aufwirft, ist, als wäre er nie gehalten worden.

Friedemann Knoop

Elektro-Rollstuhl statt Pferd

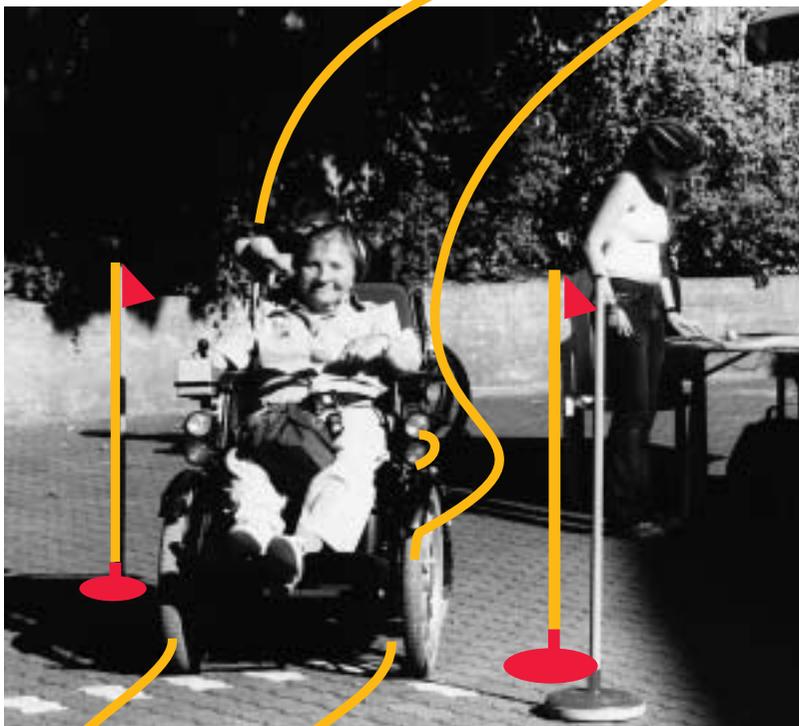
Ein Rollstuhl-Parcours auf dem Grundstück der Villa?! Das siehst du dir wenigstens an, dachte ich. Mitmachen? Ach nee, ich liebe zwar mein Pferdchen mit dem elektrischen Antrieb und seinen vier Rädern heiß und innig, aber ich steuere es viel zu hastig und nervös. Dabei sein, zusehen, das wollte ich. Und es wurde ein herrlicher, ein erfolgreicher Nachmittag bei schönem Wetter unter fröhlichen Menschen, jungen wie älteren.

Die Parcours, zehn an der Zahl, waren im Garten und auf dem Hof abgesteckt. Jeder Teilnehmer bekam einen Laufzettel, der mich neugierig machte. Da war Station 7: „Über den Garten den Kaffee bringen“. Huch, das Glas war aber voll, und es stand noch dazu auf einer Untertasse. Und das quer durch den Garten bringen? Ich war erstaunt, dass das Glas am anderen Ende noch voll war: 1 Punkt.

Inzwischen waren immer mehr Teilnehmer gekommen. Ein fröhliches Völkchen hatte sich versammelt. Bald von hier, bald von dort klang die helle, lustige Stimme von Eileen Moritz, der Veranstalterin, und auch die etwas tiefere Stimme Steffen Köhns. Beide sorgten für einen reibungslosen Ablauf. Wir E-Rollifahrer waren eifrig dabei, eine Station nach der anderen abzuarbeiten. Es machte ganz einfach Spaß.

Der Tag, der ohne die fröhliche Leitung nur halb so schön verlaufen wäre, endet mit der Siegerehrung. Zwölf Sieger, zwölf Preise gab es. Nicht zu fassen, ich gehörte dazu.

Ruth Weie.



Paula Busch - Die vergessene Prinzipalin

Ich möchte Ihnen eine Frau näher bringen, deren Namen wahrscheinlich sogar die Generation meiner Großeltern nur noch aus Erzählungen kennt: Paula Busch.

Sie wurde 1886 im dänischen Kristiania (Kopenhagen) als Tochter des Zirkusdirektors Paul Busch und seiner Frau Constanze geboren. Busch gastierte dort mit seiner Zirkusgesellschaft und eroberte nach und nach viele Städte im Norden. Durch die großen auch finanziellen Erfolge konnte der Hamburger Bau des Konkurrenzunternehmens Renz erworben werden, und ein Jahr später expandierte man sogar nach Wien.

1895 wurde am Berliner Bahnhof Börse, dem heutigen Hackeschen Markt, das Flaggschiff des Busch-Imperiums feierlich eröffnet, ein prachtvoller Zirkusbau mit 4300 Zuschauerplätzen. Hier verbrachte Paula Busch die meiste Zeit ihres Lebens und feierte die größten persönlichen, aber auch privaten Erfolge.

Erst einmal dachte sie gar nicht an das väterliche Unternehmen. Nach dem Besuch eines humanistischen Gymnasiums in Köln studierte sie Philosophie und Germanistik und ehelichte sogar hinter dem Rücken des Vaters ihren Professor. Vor der Geburt ihrer einzigen Tochter Micaela brach sie das intensive und zeitraubende Studium ab. Allerdings währte die Ehe der jungen, ehrgeizigen Schriftstellerin nur zwei Jahre. Sie sah sich nicht imstande, den Vorstellungen des Gatten von einer stillen, genügsamen und braven Ehefrau zu genügen.



Nach der Scheidung kam viel Neues und Aufregendes auf Paula Busch zu. Ihr Vater bat sie, quasi als Juniorchefin, in das Unternehmen einzusteigen. Der Chef des circensischen Imperiums hatte zu dieser Zeit zwei bedeutende Verluste zu beklagen. Seine geliebte Frau Constanze war mit nur 49 Jahren einem Krebsleiden erlegen. So verlor er im wirtschaftlichen, aber auch künstlerischen Bereich eine wichtige Stütze. Sie war nicht nur die inniggeliebte Partnerin und Mutter von Paula und ihrer Schwester Virginia, sondern auch eine zuverlässige Kraft in der Leitung sowie kluge Autorin und Regisseurin der damals üblichen Manegenschauispiele. Seinerzeit wurde nicht, wie bei heutigen Zirkusgastspielen, Darbietung an Darbietung gereiht, sondern eine Spielhandlung meist historischen Hintergrunds eingewoben. Dennoch verzichtete man zugunsten des kolossalen Rahmens gerne auf präzise Tatbestände, um stattdessen

aufwändige Kostüme, technische Spielereien und ein Gros von Statisten und exotischen Tieren wirken zu lassen. So standen oft genug sogar farbenprächtige Pantomimen auf dem Spielplan, um das unterhaltungshungrige Publikum nicht mit inhaltsschweren Worten zu überanstrengen. Dann trug das Programmheft zur näheren Erklärung bei.

Mit der Zeit ergab sich für die junge Paula Busch eine Stellung in Personalunion. Sie verfasste die Manegenschauispiele, brachte sie ins Rund der Arena und übernahm häufig auch gleich noch die Hauptrolle. Sie wuchs so, ob gewollt oder ungewollt, in die Zwitterrolle von Tochter und Sohn zugleich hinein. Für viele „brave Bürger“ verschob das Selbstverständnis ein wenig ihr Bild in der Öffentlichkeit. In Zeiten, in denen sie Emanzipation noch als spinnerte Idee abtaten, zeigte Paula Busch sich weiterhin als große Dame, erhielt aber von einem Hamburger Lesbenclub eine Ehrung, die sie nicht zurückwies. In späteren Jahren sollte sie eine Artistin (um sie vor dem KZ zu retten?) zur Lebensgefährtin erwählen und adoptieren. Dies verweist deutlich auf ihre Bisexualität, die im Vorfeld der „Wilden 20er Jahre“ allgemein noch nicht so akzeptiert wurde.

Vielleicht half ihr das Doppelleben ja auch, im Jahre 1927 besser mit dem Tod des geliebten Vaters umzugehen. „Unsere Paula“, wie viele Berliner sie liebevoll titulierten, hatte sich nun als Alleinverantwortliche im Busch-Imperium vielen neuen Problemen zu stellen.

Um den Berliner Zirkus sowie die Häuser in Breslau, Hamburg und Wien weiterhin im Auge zu behalten, musste sie sich der Mithilfe vieler Regisseure, Ballettmeister etc. versichern, damit die Programme und Manegenschauispiele in gewohnter Farbigkeit, gewohntem Tempo und mit geschichtlicher oder literarischer Thematik gezeigt werden konnten. Es schützte allerdings nicht vor der langsam heraufziehenden Wirtschaftskrise. Jetzt mussten die Zirkusbesucher an der Kasse

nicht die ohnehin spärlich gefüllte Geldbörse zücken, sondern eine „Haferwährung“ entrichten. Hierfür wurden entweder Heu und Strohballen oder Futtermittel und Kartoffeln mitgebracht. Somit war der Eintritt gesichert. Trotzdem bekam das Publikum Erstklassiges. Frau Direktor präsentierte sogar hoch zu Ross im Raubtierkäfig eine Löwengruppe.

Weil sich der Zirkus in Ansprüchen und Publikumsinteresse nicht mehr selber genügte und zugleich mit dem neuen Massenmedium Kino zu konkurrieren hatte, waren jetzt neue Wege der Unterhaltung gefragt. So begann Paula Busch damit, ihren Hamburger Zirkus in ein Zirkus-Variete zu verwandeln. Man könnte meinen, damit nahm sie schon ein wenig ihre dunkle Zukunft vorweg. Von der NSDAP bekam sie ein Ultimatum gestellt, den Prachtbau in Berlin bis 1934 zu schließen. Obwohl die Zirkusdirektorin der Partei zumindest namentlich beigetreten war, zeigten die Nationalsozialisten sich unversöhnbar. Das Gebäude hatte Hitlers geplanter Prachtstraße zu weichen. 1937, zwei Jahre vor Ablauf des eigentlichen Pachtrechtes, fiel das Haus am Bahnhof Börse der Abrissbirne zum Opfer.

Nun blieben der mutigen Frau noch die Häuser in Hamburg und Breslau. Der Bau in Wien wurde schon längere Zeit anderweitig genutzt. Aus diesem Grund entschloss man sich, in Hamburg Rückbauten vorzunehmen, um dort wieder in der Manege zu arbeiten. Der Bombenangriff auf Hamburg anno 1943 ließ auch in jenem Buschschen Zirkusträumland nur rauchende Trümmer übrig. Die besondere Dramatik bestand darin, dass sich unzählige Kisten im Hause befunden hatten, deren Inhalt den Grundstock einer zirkushistorischen Sammlung bilden sollte, die nunmehr verloren war und mit ihr die Erinnerung an große Künstler und deren Glanznummern. Was blieb, war für „Madame Paula“, ihre Belegschaft und die sonstigen Angestellten nur noch das Haus in Breslau.

Unweit davon befand sich im Ort Mühlatschütz das offizielle Winterquartier des Circus Busch. Dies war für die Direktorin und ihre Getreuen das Fleckchen Erde zum Überleben, nachdem das letzte feste Zirkusgebäude ebenfalls den Bomben zum Opfer gefallen war.

Beinahe zum selben Zeitpunkt fiel auch Dresden und mit der Stadt auch der Zirkusbau des Konkurrenten Sarrasani. In das Haus des befreundeten Unternehmens war ein bedeutender Teil des Buschschen Pferdebestandes ins Engagement gegeben worden. Die wertvollen Tiere konnten nicht gerettet werden. Diese Hiobsbotschaft erreichte Paula Busch, als sie selber in höchsten Nöten steckte. Die Russen näherten sich ihrem Aufenthaltsort.

Paula Busch befand sich auf der Flucht. Wenige treue Seelen fanden sich bereit, die Chefin auf dem beschwerlichen Weg zurück in die Heimat zu begleiten. Man belud Fuhrwerke und Kastenwagen mit der wichtigsten Habe, spannte die kräftigeren Pferde davor, die edleren Tiere band man hinten an.

Auf dem Treck bot der „Circus International“ auf Wiesen und Äckern ein Programm wie die fahrenden Gaukler 200 Jahre zuvor. An den improvisierten Vorstellungen hatte jedes Mitglied der kleinen Gesellschaft auf irgendeine Art und Weise Anteil.

Nur so erhielt der Kleinzirkus von Bauern Futtergaben und auch Nahrung zum eigenen Überleben. Mancher Tag brachte dennoch ein vorläufiges Ende der Kräfte. Einerlei, es musste weitergehen, um des Überlebens von Mensch und Tier willen.

Fast ein halbes Jahr später gelang es der Kolonne, die Außenbezirke des völlig zerstörten Berlins zu erreichen. Von dort aus begab sich Paula Busch regelmäßig auf den Schwarzmarkt in der Stadt, um dort gegen den wertvollen Familienschmuck Futter und Essbares einzutauschen. Die schlimme Zeit ging weiter.

Außer ihren Schwarzmarktaktivitäten wurde die einstmals so geehrte Truppenmutter nun auch täglich bei den alliierten Behörden vorstellig. Sie wünschte Platz und eine Genehmigung, um wieder täglich auftreten zu können. Das zerstörte Planetarium am Zoo sollte für den Neuanfang als Kammerzirkus hergerichtet werden. Leider nahm man ihr das Gebäude bald wieder, sodass sie im Zoo Unterschlupf fand, und dort unter freiem Himmel und widrigsten Bedingungen spielte. Der Berliner Begeisterung tat das keinen Abbruch. Mit mehreren Vorstellungen täglich, bewiesen die verbliebenen Artisten, nichts verlernt zu haben. Und die Berliner fanden Ruhe von der Arbeit des Wiederaufbaus.

Ein Jahr später ließ Paula Busch erfolgreich ihre alten Beziehungen spielen und pachtete ein Zelt. Mit Hilfe ihrer Tochter, die in Schweden einen Nationalzirkus aufgebaut hatte, stellte sie ein gutes Programm auf, was 1952 einen umjubelten Neustart ermöglichte.



Der Circus als zeitgenössisches Gemälde



Weil in den Nachkriegsjahren niemand mehr über feste Häuser verfügte, wurde die Konkurrenz unter den Zeltzirkussen härter. Paula Busch selbst und alle, die unter ihrem Namen reisten, hielten sich nicht im Geschäft. Darum sah die Grande Dame sich in den 60er Jahren gezwungen, ihren Namen an den Bremer Zirkus Roland zu verpachten. So entstand der Doppelzirkus Busch-Roland. Mit inzwischen 70 Jahren konnte die langjährige Zirkusleiterin sich zurücklehnen und etwas kürzer treten. In ihrem Haus am Grunewald widmet sie sich weiterhin eifrig der Schriftstellerei, hält viele Haustiere und verfolgt die Kontakte zur Zirkuswelt. Hier schließt die Prinzipalin 1973 für immer die Augen. Es wird wohl zukünftig keinen Menschen geben, der sich so behertzt für die Rechte des fahrenden Volkes, aber auch das friedliche Zusammenleben von Mensch und Tier einsetzt.

Ich denke, es würde Paula Busch schmerzen, mit anzusehen, wie sich die Welt des Zirkus weiterentwickelt. Weg vom bunten Gequirl in der Manege, hin zum glatten, seelenlosen Theater, das oft genug die vielbeschworenen vier Masten nicht mehr benötigt. Der Zirkus braucht Sägespäne, den scharfen Geruch von Raubtieren und die für alle sichtbare Aktion, jedoch keine futuristischen Kostüme und durchchoreografierte Langeweile oder japanische knochenbiegende Püppchen.

Anke Köhler

Ein Tag der geistigen Fitness für Jung und Alt

Ein Tag der geistigen Fitness für Jung und Alt.“ – Als ich dieses Angebot im Veranstaltungsprogramm der Villa Donnersmarck las, gab es für mich nur eines: anmelden, hingehen, ansehen und ausprobieren, wie es denn um die eigene geistige Fitness steht. Außerdem war ich neugierig, wie das Ganze eigentlich vonstatten gehen sollte.

Am Sonntag, den 25.09.2004 war es soweit, und ich war angenehm überrascht: Nach fröhlicher Begrüßung bekam ich den Zeitplan für den Tag in die Hand gedrückt, wo was wann angeboten wurde. Ich konnte mir individuell etwas aussuchen – es gab eine Menge! Da ich erst gegen

11:00 Uhr ankam, die Veranstaltung aber schon um 10:00 Uhr begonnen hatte, gingen mir zwei Referate und Übungen durch die Lappen. Dafür stürzte ich mich voller Elan auf die verbliebenen Angebote.

Ich wählte eine „Schnupperstunde“ zum Thema Herz, bei der man z. B. Lieder, Schlager finden musste, in denen das Wort „Herz“ vorkommt. Da ich meistens als Drittlezte dran war, man aber nix wiederholen durfte, war dies bei circa 20 Personen für mich gleich die erste Hürde, die es zu bewältigen galt. Mit Unterstützung der Beteiligten klappte es dann doch. In einer anderen Übung galt es,

Wettbewerbsbeitrag „Berlin durch die Hintertür“



Ursula Leippe, „Von Boot zu Stuhl“

Wörter mit der linken Hand zu schreiben. Ich bin Rechtshänder, aber richtig schwer war dies dann doch nicht. Danach ging es zur Mittagspause.

Große Anziehungskraft übten für mich die 25 Aufgaben in Saal 1 aus: An Tischen mit den aufgeklebten zu bewältigenden Übungen samt den dazugehörigen Utensilien konnte man seine Geschicklichkeit, Riechvermögen, Schätz-, Tastvermögen oder sein Wissen testen. Alle Teilnehmer mussten zum Beispiel Hauptstädte den richtigen Ländern zuordnen oder aus verschiedenen Bereichen auf die Schnelle Worte mit dem gleichen Buchstaben nennen. Um die Themengebiete zu finden, wurde ein Säckchen auf ein Tuch in der Mitte des Raumes geworden, was darunter geschrieben stand, war dann die Kategorie! Als Rollstuhlfahrerin ohne Begleitung war es für mich sehr hilfreich, dass ich eine nette Hilfe der Veranstaltung bei mir hatte. So meisterten wir gemeinsam mit viel Humor diesen Parcours.

Übrigens: Immer wenn es bei mir einen „Denkdurchhänger“ gab, steuerte ich die „Wassertankstelle“ an. Dies war ein Tisch, auf dem Selters, Saft und Wasser standen. Es hilft wirklich! Einige Schlucke Flüssigkeit – die Konzentration war wieder da! Wasser ist quasi das A und O beim Denkprozess, damit die Kommunikation der Botenstoffe zu den einzelnen Nervenbahnen im Gehirn funktioniert. Der Wasserbedarf der darin liegenden Nervenstränge im Kopfe beträgt zwei Prozent des Körpergewichtes pro Tag. Ein Beispiel: zwei Prozent von 70 Kilogramm Körpergewicht sind 1,4 Kilogramm, also 1,4 Liter Wasser pro Tag. Da im zunehmenden Alter das Durstgefühl nachlässt, ist es wichtig, für ausreichend Flüssigkeit zu sorgen. Im leeren Schwimmbecken lässt es sich ja auch schlecht schwimmen! Kleine Tricks helfen dabei: gefüllte Wassergläser

in der Wohnung verteilen, Strichlisten der erforderlichen Wassermenge erstellen und auch entsprechend gefüllte Wasserflaschen auf den Tisch stellen. So hat man die benötigte und die verbliebene Menge stets vor Augen. Nach einer Gewöhnungszeit ist das Wassertrinken reine Routine, egal ob man Durst hat oder nicht.

Die Referate, die ich besuchte, gaben mir einen Einblick in die Arbeit von Gedächtnistrainerinnen. Ihre Methoden sind sehr unterschiedlich. Sie verwenden lustige Puppen und Figuren, da es mitunter leichter ist über fremde und doch vertraute Gesichter und Gegenstände den Kontakt zu beispielsweise Kindern oder Alzheimererkrankten herzustellen. Ein manchmal schwieriges Unterfangen, das viel Geduld, Konzentration und Einfühlungsvermögen erfordert. Dies gilt zwar auch für die MitarbeiterInnen der Stiftung, aber auf eine andere Art.

Alles wurde auf lockere, spielerische Art dargeboten. Man hatte viel Spaß, auch wenn man selbst sich schon nicht mehr alles merken kann. Ich kann nur hoffen, dass diese Veranstaltung vielleicht alle Jahre wiederholt werden kann und das Interesse auch bei anderen Gruppenmitgliedern größer wird. Bei der Abschlussfragestunde erfuhr ich, dass ca. 220 bis 250 Personen, Kinder, Jugendliche und Erwachsene, die Veranstaltung besucht haben. Eine Nachfrage ist also vorhanden.

Am Ende des Tages konnte ich für mich einen kleinen Überblick gewinnen, wo es bei mir doch „Defizite“ gibt. Ein Dank den Mitarbeiterinnen für diesen „Tag der geistigen Fitness“ und dem Bundesverband Gedächtnistraining, die diese heiteren, erfahrungsreichen Stunden ermöglichten.

Hannelore Jerchow

Nichts für schwache Nerven

Es war Sonnabend. Sonnabend, der 30. Oktober 2004. Dunkle Wolken am Himmel über Berlin. Starker Wind ließ die Bäume schwanken. Die Dämmerung überzog die Stadt wie ein dunkler Schleier. Es war kalt, stürmisch und gruselig. Aber trotzdem machten sich einige Menschen auf den Weg nach Zehlendorf.

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung hatte eingeladen. Josy Stamm empfing uns. Ihre Herzlichkeit wurde durch eine merkwürdige Kopfbedeckung überschattet. Eine Spinne baumelte vor ihrem Gesicht. Sie begleitete uns in einen der vielen Räume der Stiftung. Überall brannten Kerzen. Vierertische waren gedeckt mit seltsamen Utensilien: Spinnen, Fledermäuse und Zahnprothesen. Die letzteren hatten verlängerte Eckzähne wie Dracula. Die Krankenkassen hätten die Kosten bestimmt nicht übernommen.



Nach der Begrüßung folgte ein gruseliges und schauriges Programm. Schauerliteratur, meistens englischer Herkunft, wurde von Herrn Först vorgetragen. Mit seiner brillanten Vorlesungsart jagte er dem Publikum Gänsehaut über den Rücken. Draußen peitschte der Wind Regenschauer gegen die Fensterscheiben. Drinnen erklärte uns Frau Detlefs die Herkunft und den Werdegang dieser Sitte, die bei uns in den letzten Jahren immer beliebter wird. Zwischen den einzelnen Vorträgen wurde ein viergängiges Horrormenü serviert. Der Hauptgang war Gerippe vom Schwein mit blutigen Fingern und einem Vulkanausbruch. Üblicherweise nennt man das Schweinerippchen. Zarte Möhrchen und Kartoffelbrei, der wie ein Berg geformt war. Aus der Spitze quoll „Lava“: Tomatenmark. Es war das beste Horrormenü meines Lebens.

Und jetzt möchten Sie sicherlich gern wissen, was wir an diesem Abend gefeiert haben: Halloween.

Marion Römermann

„Um kurz nach Drei fuhr sie vorbei“

Wie ich den Besuch der Queen erlebte

Schon seit Tagen befand Berlin sich in besonderer Aufruhr, es liefen emsige Vorbereitungen auf den nunmehr vierten Staatsbesuch in der 50-jährigen Regentschaft der Queen Elizabeth II.

Auch mich packte die Unruhe ein wenig. Als Freundin des British Empire und „Gelegenheits-Monarchistin“ stand für mich sogleich fest, der bedeutenden Monarchin auf meine Art Ehre erweisen zu wollen.

Von Tag zu Tag gaben die Medien genauer bekannt, welches Programm aufgestellt sei und an welchen neuralgischen Punkten man einen Blick auf die Kolonne werfen könne. Bald kristallisierte sich so heraus, dass auch der Ersatz-Amtssitz des Bundespräsidenten, Schloss Charlottenburg, gebührend berücksichtigt werden sollte. Dort wollte der Bundespräsident die Queen mit militärischen Ehren empfangen.

Aufgrund räumlicher Nähe der Wohnung meiner Mutter zum Schloss, sollte es für mich ein Leichtes sein, am Ort des Geschehens Position zu beziehen, mit oder ohne Union Jack.

Der große Tag war herangekommen. Während ich am Ernst-Reuter-Platz noch etwas zu erledigen hatte, bemerkte ich erste Anzeichen der kommenden Ereignisse. Rund um den Platz wehten britische Fahnen im steifen Herbstwind, in der Luft sah man Hubschrauber des Bundesgrenzschutzes und auf der Straße sauste ein kleiner Teil der Polizeieskorte zum Einsatzort, dem Flughafen Tegel.

Noch sollten zwei Stunden vergehen, bis die Königin mit ihrem Prinzgemahl



Phillip auf dem militärischen Teil des Flughafens landete. In der verbleibenden Zeit tätigte ich noch einen Einkauf, der jedoch meine Erregung kaum dämpfte. Zudem verhinderte eine Blessur, dass ich mich tatsächlich vor dem Schloss Charlottenburg einfand. So musste der Fernseher herhalten, uns die nötigen Einblicke zu vermitteln.

Zumindest bei meiner Mutter und mir machte sich leise Enttäuschung breit, als wir erkannten, dass die große Kolonne sich von der anderen Seite her dem Schloss näherte und die Otto-Suhr-Allee überhaupt nicht tangierte. Wir waren in leichter Sorge, eigentlich müsste der weitere Weg zum Bundeskanzleramt doch durch die Innenstadt führen! Auf dem Bildschirm wurden Begrüßung und Abnahme der Ehrengarde fachmännisch kommentiert. Nervös hörten wir dennoch kaum mehr zu.

Als das kurze „Kamingespräch“ des Bundespräsidenten Horst Köhler mit seinem königlichen Gast beendet war, warteten wir ab, bis die Queen und ihr Gemahl den dunkelroten Bentley wieder bestiegen hatten. Hastig warfen wir uns die Jacken über und stürmten zur Straßenecke Otto-Suhr-Allee/Zillestraße.

Beinahe britisch höflich bat uns der für die Verkehrsregelung zuständige Polizist, auf den Bürgersteig zurückzutreten, die Kolonne komme sehr bald. Hier traf ich zufällig auf Frau Fabian, die eine Klientin im Rollstuhl begleitete.

Nun ging alles sehr schnell. Vor meinen erstaunten Augen erschien die keilförmig fahrende Eskorte mit den schweren grün-



weißen BMWs und mir rieselte vor Freude ein Schauer den Rücken hinunter! In diesem Augenblick begriff ich, an etwas Unwiederbringlichem teilzuhaben, was viele Menschen in diesem Augenblick ja nur am Fernseher verfolgen konnten.

Langsam rollte nun auch der Bentley mit dem britischen Stander heran. (Dieses Stander zeigt Symbole der einzelnen Teile Großbritanniens, so zum Beispiel die keltische Harfe für Irland). Jetzt sah ich den hageren markanten Charakterkopf des Prinzgemahls und neben ihm die Königin, in ihrem mintgrünen Mantelkleid, auf dem Kopf eine gleichfarbige Hutkreation, die entfernt an einen Lippenstift erinnerte.

Zögerlich hob ich die Hand und „winkte all' meine Verehrung zu ihr hinüber“. Als Dank erhielt ich einen wahrhaft aristokratischen Wink und einen Blick, der nur mir gelten konnte, weil sich auf dem Gehweg hinter uns keinerlei Passanten befanden. Sie hatte mich zwar nur als x-beliebige winkende Berlinerin am Straßenrand wahrgenommen, es genügte, um in mir eine heiße Welle des Glücks aufsteigen zu lassen. Eine Sekunde ihres Lebens gehörte mir.

Diesen einzigartigen Augenblick werde ich immer im Gedächtnis behalten. Er gesellt sich zu den glücklichen Erinnerungen meines elftägigen England-Trips im Jahr 1996. Damals habe ich Städte wie London, Cambridge oder Stratford-upon-Avon lieben gelernt. Für mich ganz privat werde ich von jetzt an den 2. November stets als „Queen's Day“ begehen und mich an die kurze Begegnung erinnern.

Ein paar Tage später, die Queen hatte bereits die Heimreise angetreten, führte meine Mutter ein Telefonat mit ihrer Schwägerin. Die wusste zu berichten, die Queen habe im Düsseldorfer Universitätsklinikum auf der Kinderkrebstation einen britischen Jungen besucht. Dort wurde vor einem Jahr erfolgreich der Bauchkrebs meiner fünfjährigen Großkusine (die Enkelin meiner Tante) besiegt. Auf den Fernsehbildern erkannte die Familie neben dem britischen Gast die Schwestern und Ärzte, die meiner Kusine das Leben gerettet hatten.

Anke Köhler

Herbstkultur

Ein kulturelles Wochenende in der Villa Donnersmarck

Herbstkultur“ lautete das Thema eines kulturellen Wochenendes, passend zum Ende der Sommerzeit. Am 31.10. fand ich dazu meinen Weg in die Villa.

Er begann am Vormittag mit einem „Altberliner Frühschoppen“ – so richtig mit Schusterjungen (Brötchen), Harzerroller, Bier, Sekt und swinging jazziger musikalischer Untermalung. Saxophon (G. Kunsch) und Keyboard (Dr. L. Aust) hörten sich angenehm und gut an. Die Dekorationen im Raum und auf den Tischen zeigten „Geflochtenes und Gebundenes aus märkischer Weide“. Schüler der Biesalski-Schule Zehlendorf hatten sie unter Leitung von Frau Konrath hergestellt. Alles sah hübsch und phantasievoll aus.

Durch das vielfältige, abwechslungsreiche Frühstücksangebot und die Mittagszeit mit Buletten, Currywurst, Kartoffelsalat und vielem mehr war man gerüstet für die anschließende Vernissage: Günter Savall (Rollstuhlfahrer) zeigte Impressionen aus Berlin und der Mark Brandenburg. Die in kräftigen, ausdrucksstarken Farben gemalten Bilder ließen den Betrachter des Malers Gemütslage errahnen. Was als therapeutische Unterstützung begann, entwickelte sich für ihn nach Findung des eigenen Stils, Anerkennung und Ausstellungen seiner Arbeit zu einer befriedigenden Beschäftigung, eventuell zu einer zusätzlichen Einnahmequelle. Die Vorstellung seiner Kurzbiographie wurde von zwei Schülerinnen der Musikschule Kleinmachnow auf Querflöte begleitet. Günter Savalls Bilder kann man nach Voranmeldung noch bis Februar 2005 in der Villa besichtigen.

Bei der anschließenden Lesung von Dr. Ursula Schumacher hörten wir Geschichten aus Berlin und der Mark Branden-

burg, Bekanntes, aber auch nicht so geläufige Erzählungen und Märchen. Die musikalische Untermalung bestritten nun ein Gitarrist und die „bekannte“ Querflöte. Da Geschichten und Musik abwechselnd vorgetragen wurden, konnte man das Gehörte noch einmal überdenken, seine Konzentration sammeln.

Für mich war es ein ereignisreicher Tag. Ich sah bekannte Gesichter, erfuhr das eine oder andere und lernte auch neue Leute kennen, z. B. aus Potsdam. Ich fühlte mich richtig wohl. Danke allen Akteuren und Mitarbeitern, ich freue mich schon auf die nächste Veranstaltung in der Villa Donnersmarck!

Hannelore Jerchow

Wettbewerbsbeitrag „Berlin durch die Hintertür“



Wolfgang Kröpsch, „Meine Barrieren“

Olympia einmal anders

Die einzigartige Leistung des amerikanischen Turners George Eyser

Er ist eine der faszinierendsten Gestalten in der Geschichte des Sports, und sein Name fehlt in keiner Aufzählung kurioser Leistungen bei olympischen Spielen der Neuzeit. Vor 100 Jahren bei den Spielen in St. Louis gewann George Eyser insgesamt sechs Medaillen, davon dreimal Gold, zweimal Silber und einmal Bronze. Was die großartige Leistung des amerikanischen Turners so außergewöhnlich macht: Er hatte ein Holzbein.

Dabei weiß man über sein Leben nur äußerst wenig: Lediglich sein Geburtsjahr 1871 ist bekannt, und dass er sein linkes Bein bei einem Zugunglück verloren hatte. Durcheinander umgibt sogar die Olympischen Spiele selbst, bei denen er so erfolgreich teilnahm. Sie fanden vom 1. Juli bis zum 23. November 1904 in der amerikanischen Großstadt St. Louis im Bundesstaat Missouri statt, wobei vermutlich sechs Frauen und 681 Männer aus 12 Ländern sich an den 100 Wettbewerben in 15 Sportarten beteiligten. Nicht viele Athleten aus dem Ausland nahmen teil: Europäer fehlten weitgehend, zum einen wegen der langen Anreise, zum anderen wegen der hohen Kosten – aber auch aus mangelndem Interesse.

Das „Deutsche Komitee für St. Louis“ hatte 26.000 Mark für die Kosten gesammelt und 23 (nach anderen Quellen 17) Männer per Schiff nach Übersee geschickt. Die Deutschen stellten das stärkste ausländische Aufgebot und holten als zweitbeste Mannschaft hinter den USA fünf erste, vier zweite und sechs dritte Plätze. Die Vereinigten Staaten waren mit dem bei weitem größten Aufgebot und in zahlreichen Disziplinen einschließlich der Gymnastik als einziges Land vertreten. Etwa vier Fünftel aller Teilnehmer waren US-Bürger, die insgesamt 238 Medaillen und 80 von 94 möglichen Siegen einfuhren.



Die nationalen Gymnastikmeisterschaften wurden als Teil der Olympischen Spiele ausgetragen, die Gewinner galten als Olympiasieger. Teilweise herrschte sogar Ungewissheit darüber, welche Wettbewerbe tatsächlich als olympische Konkurrenz galten. Die historische Bedeutung der Spiele lag insofern also vor allem darin, dass sie das öffentliche Interesse in der Welt an einem eigenständigen internationalen Sportfest, das den noch weithin unbekannt Namen „Olympische Spiele“ trug, ungemein verstärkten.

George Eyser, der insgesamt dritterfolgreichster Athlet der Spiele wurde, gewann die Konkurrenz im Tauhängeln, am Barren und beim Sprung. Den zweiten Platz belegte er am Seitpferd und im Geräte-Siebenkampf, die Bronzemedaille errang er am Reck. Sein Verein, der Concordia Turnverein, entschied zudem die Mannschaftsmeisterschaft für sich. Mit seinem Club nahm Eyser auch 1908 an einem internationalen Leichtathletik-Meeting in Frankfurt teil, wo der Concordia Turnverein ebenso siegreich war wie bei einem nationalen Sportfest 1909 in Cincinnati. Danach verliert sich seine Spur.

Die Leistung George Eysers, mehr als ein halbes Jahrhundert vor den ersten Paralympics 1960 in Rom mit einer Behinderung an Olympischen Spielen teilgenommen und gleich in sechs Wettbewerben eine Medaille gewonnen zu haben, stellt eine einzigartige Leistung dar, die den amerikanischen Turner zu einem Pionier der Integration von Menschen mit Behinderung macht.

Thomas Schneider

Behindert und hochbegabt?

Gedanken zu einer aktuellen Diskussion und einem Buch

Kinder zeigen oft erstaunliche Anlagen und Begabungen, die die Hoffnung ihrer Eltern und Großeltern wecken. Dadurch motiviert, wenden diese nicht selten viel Geld und Kraft auf, um das echte oder vermeintliche Talent zu entwickeln und zu fördern – nicht immer mit Erfolg. Tatsächlich sind jedoch Hochbegabungen gar nicht so selten. Experten gehen bei IQ-Werten, die gewöhnlich angeführt werden, davon aus, dass bis zu drei Prozent unserer Bevölkerung darunter fallen. Das wären in Deutschland immerhin rund zwei Millionen. IQ-Werte von 130 und mehr, gewonnen aus unterschiedlichen Tests, sollen dabei Maßstab sein (Sie sind bestenfalls ein in Grenzen brauchbares Hilfsmittel, da sie kaum etwas über soziale Kompetenzen und die Kreativität der Probanden aussagen; Anm. d. Verfassers).

Eine nachdenkenswerte Betrachtung zum Thema bringt der Psychologe Jürgen vom Scheidt in „Das Drama der Hochbegabten – zwischen Genie und Leistungsverweigerung“. Nach seiner Auffassung können nur etwa ein Drittel der Hochbegabten ihre Talente voll entwickeln, die anderen nur unvollständig oder gar nicht. Der Autor spannt einen weiten Bogen von der Antike bis zur Gegenwart, um seine Gedanken zu erläutern – oft auch konträr zu Meinungen des Lesers. Unter dem Leitbild des „Ikaros“ zeigt er kreative Entwicklungsprozesse, Gefährdungen des Einzelnen und die ganze Vielschichtigkeit des Problems. Er versucht dabei, Merkmale herauszuarbeiten, die einen hoch begabten Menschen kennzeichnen. Sogar einen „Selbsttest“ und Hinweise für ein „vernetztes Lesen“ bietet er Interessierten an.

Leider befasst er sich weniger mit dem sozialen Aspekt. Untersuchenswert wäre auch gewesen, wie sich hochbegabte

*Jürgen vom Scheidt
„Das Drama der
Hochbegabten –
zwischen Genie
und Leistungsver-
weigerung“*

*Kösel Verlag
München 2004;
360 S. ; ISBN
3-466-30635-3*



Menschen mit Behinderungen durchzusetzen hatten. Gerade auf diesem Gebiet gibt es in Geschichte und Gegenwart nicht wenige Beispiele für erfolgreiche Hochbegabte mit Handicaps, wie zum Beispiel Moses Mendelsohn, den Philosophen, Georg Christoph Lichtenberg, Schriftsteller und Naturwissenschaftler, die Malerin Frida Kahlo und viele andere. Wir finden hochbegabte Menschen unter Blinden und Hörbehinderten ebenso bei Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen oder geistiger Behinderung. Leider ist im Denken vieler Menschen der Begriff „Behinderung“ mit einer Abwertung verbunden, vor allem wenn Äußeres, Verhaltensweise oder Sprechweise vom allgemein Üblichen abweichen. So finde ich es falsch, „Hochbegabung“ allein am IQ-Wert festzumachen, der z. B. für einen künstlerisch hochbegabten Menschen mit einer geistigen Behinderung keine Rolle spielt oder auch nicht für einen autistischen Mathematiker. Im täglichen Leben und gerade in der Behindertenbewegung traf ich auf sehr viele Frauen und Männer, die mit viel Verstand, Energie und Ausdauer unsere Ziele voranbrachten. Wie sagte der Erfinder Edison (zuletzt extrem schwerhörig)?

„Genie ist ein Prozent Inspiration und 99 Prozent Transpiration!“

Trotz dieses Mangels scheint mir das Buch lesenswert. Eine Zeittafel führt uns in die historische Dimension, das Glossar erleichtert das Verständnis von Fachausdrücken, ein umfangreiches Personen- und Sachregister sowie die Biblio- und Filmographie bieten die Möglichkeit zur Vertiefung für Interessierte.

Dr. Rudolf Turber

Sehnsucht

Die Abendsonne durchflutet das Zimmer, lässt den roten Teppichboden noch auffälliger die Wohnung beherrschen. Ich sitze gemütlich, ja, gemütlich kann man auch in seinem Rollstuhl sitzen, und genieße. Was? Ja, was..., vielleicht nur das faule Leben. Dort, wo sich mein Sonnengeflecht befindet, beginnt es zu prickeln. Sehnsucht?

Ein großer Sack voller Sehnsüchte liegt mir auf der Seele. Ich erinnere mich zum Beispiel an die Sehnsucht, tanzen zu können. Zehn, zwölf Tanzschritte, für die meine Kraft reichte, genügten mir nicht. Nein, ich wollte Nächte durchtanzen, so wie es meine Freundinnen machten. Es tat mir weh, wenn sie von ihren Erlebnissen erzählten. Welche Lust hätte es mir bereitet, Stadt und Land auf einem Fahrrad zu durchstreifen. Stattdessen blickte ich den an mir vorbei sausenenden Radlern nur sehnsüchtig nach.

Oder die vielen sehnsuchtsvollen Stunden, nachdem wieder einmal eine Liebe zerbrochen war. Das Herz tat weh, der Magen krampfte sich zusammen, der Darm ließ immer lockerer...



Sehnsucht verursachte auch ein Kunstwerk, eine ganz eigene unbestimmte Sehnsucht nach etwas, das nicht zu benennen war. Sie gehört zu meinem Leben, die Sehnsucht. Wie öde und langweilig wäre mein Leben ohne sie.

Ruth Weie

Ruth Weie hat ihre Lebensgeschichte in Episoden nieder geschrieben, verwoben mit Zeitgeschehen, Empfindungen, Geschichten.

Ihr Buch „ich • x²=ICH! – Blitzlichter aus meinem Leben in bewegter Zeit“ wird im Auftrag der Fürst Donnersmarck-Stiftung verlegt. Es wird in absehbarer Zeit erhältlich sein.

Tipps & Termine

Inkontinenz- und Sexualberatung

Leitung: Ulrike Boppel.

Termine: 7. Jan., 4. März, 8. April, 13. Mai, 3. Juni 2005.

blisse 14, Raum 2, Eingang Wilhelmsaue. Bitte telefonisch anmelden in der Villa Donnersmarck unter T. 847 187 0

Neues Veranstaltungsprogramm

Das neue Veranstaltungsprogramm der Villa Donnersmarck für das 1. Halbjahr 2005 erscheint Ende Januar 2005. Kostenloses Exemplar kann angefordert werden unter: T. 847 187 0, oder per E-mail an villadonnersmarck@fdst.de

Singen macht Happy – Der Chor der Fürst Donnersmarck-Stiftung

Wir sind ein gut gelaunter Chor für Menschen mit und ohne Behinderung und suchen Verstärkung. Wer Lust am Singen hat, ist herzlich eingeladen, sich unserer mehrstimmigen Chorgruppe anzuschließen. Interessierte melden sich bitte in der Villa Donnersmarck unter T. 847 187 0

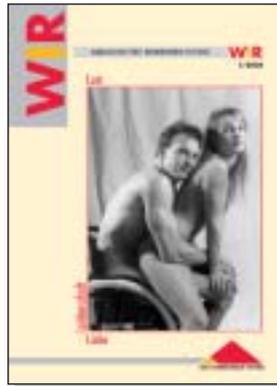
Offenes Singen

Jeden Montag in der Villa Donnersmarck, 17.00-19.00 Uhr



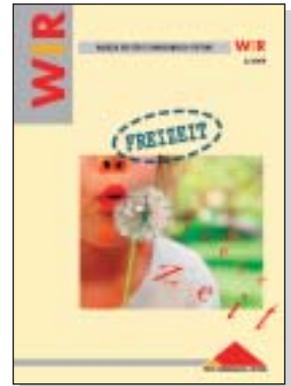
Aus dem Inhalt:

- Was hat das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderung gebracht
- Die Koordinierungsstelle zieht Bilanz
- Europa ist manchmal noch ganz schön schwierig
- Das Streben nach guten Gesetzen
- Wie sicher sind die Fahrdienste für Menschen im Rollstuhl
- Body Talk – Körpersprache
- Vereinsfest auf bayerisch...



Aus dem Inhalt:

- Leidenschaft, Lust, Liebe – Eine Reise zu Texten und Bildern
- Querschnitt und Sexualität
- Leid und Freud mit Lust und Leid
- Gleiche Entfaltungsmöglichkeiten für alle herstellen – Agenda 22 auf Deutsch erschienen
- Wie geht es weiter mit dem Telebus
- Die Barbaren schlugen fair die Löwen im Rollstuhlrugby



Aus dem Inhalt:

- Freizeit – erfüllte Lebenszeit
- Aktiv sein ist ein wichtiger Aspekt
- Frei in der Freizeit oder Freizeitstress?
- Ist das Regierungsviertel barrierefrei?
- Mehr Geld für die Reisekasse
- Was tun, wenn das Gedächtnis nachlässt?
- Besser als die Nationalmannschaft
- Thomas Quasthoff – ein Porträt

Sie möchten regelmäßig die WIR lesen?

Die WIR erscheint drei Mal im Jahr und wird Ihnen gerne **kostenlos** zugesandt. Bitte senden Sie uns den ausgefüllten Bestellcoupon oder faxen Sie eine Kopie an 030-76 97 00-30.

Name

Straße

PLZ

Ort.....

Ich möchte gerne regelmäßig und kostenlos die WIR erhalten

Ich möchte weitere Informations- und Veranstaltungsangebote der Fürst Donnersmarck-Stiftung

An die
Fürst Donnersmarck-Stiftung
Öffentlichkeitsarbeit
Dalandweg 19

12167 Berlin (Steglitz)

Ich brauche Exemplar(e)

- der aktuellen Ausgabe
- der Ausgabe 2/2004
- der Ausgabe 1/2004
- der Ausgabe ...

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung und ihre Teilbereiche:

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Dalandweg 19, 12167 Berlin (Steglitz)
Tel: 0 30 / 76 97 00-0

Fürst Donnersmarck-Haus

Ev. Rehabilitationszentrum
Wildkanzelweg 28, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 4 06 06-0

Wohnheim am Querschlag

Am Querschlag 7, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 40 10 36 56

Ambulant Betreutes Wohnen

Wohngemeinschaften und Betreutes Einzelwohnen

Babelsberger Str. 41, 10715 Berlin
Tel: 0 30 / 85 75 77 30

Ambulanter Dienst

Eichhorster Weg 25, 13435 Berlin (Wittenau)
Tel: 0 30 / 40 60 58-0

Freizeit, Bildung, Beratung

Villa Donnersmarck

Schädestr. 9-13
14165 Berlin (Zehlendorf)
Tel: 0 30 / 84 71 87-0

blisse 14

Blissestr. 14, 10713 Berlin (Wilmerdorf)
Gruppenräume:
Eingang Wilhelmsaue
Tel: 0 30 / 8 47 187 50

Café blisse 14

Blissestr. 14
10713 Berlin (Wilmerdorf)
Tel: 0 30 / 8 21 20 79

Wohnanlage für Behinderte

Zeltlinger Str. 24. 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 4 01 30 28

Gästehaus Bad Bevensen

Alter Mühlenweg 7, 29549 Bad Bevensen
Tel: 0 58 21 / 9 59-0

Reisebüro

Blissestr. 12, 10713 Berlin (Wilmerdorf)
Tel: 0 30 / 8 21 11 29

HausRheinsberg Hotel am See

Donnersmarckweg 1, 16831 Rheinsberg
Tel: 03 39 31 / 3 44-0

FDS Gewerbebetriebsgesellschaft mbH

Amalienstraße 14, 12247 Berlin (Steglitz)
Tel: 0 30 / 7 94 71 50

Internet: www.fdst.de